

I.

Lemgo, eine Hochburg der Hexeninquisition

Von Karl Meier, Lemgo.

Das verrufene Lippe.

In einem Briefe an Karoline von Wales vom 16. Februar 1719 berichtet Liselotte von der Pfalz von einem heftigen Sturm, der in der Gegend von Paris zwei schwere Kirchentüren aus den Angeln gehoben und hundert Schritt weiter an eine Mauer angelehnt, auch einen Kirchturmhahn „ganz zum untersten gedreht“ habe.

Und sie fährt fort: „Wenn das in der Grafschaft Lippe geschehen wäre, hätte man es vor Hexenwerk gehalten.“

Die letzte „Hexe“ war in Lippe im Jahre 1681 justifiziert worden. Aber noch jetzt, nach fast vier Jahrzehnten, haftet, wie wir sehen, der Ruf einer besonders verbohrten Dämonengläubigkeit an der Grafschaft. Zu einer Zeit, als anderswo das Licht der Vernunft die lächerlichen und doch so furchtbaren Gespenster immer nachdrücklicher verscheuchte, tobte besonders in den kleinen Territorien unseres Vaterlandes und manchen Städten, die sich des Rechts eigener Blutgerichtsbarkeit erfreuten, die Pest des Hexenwahns und der Mordsucht in ungehemmter Furchtbarkeit.

Eine Hochburg der Hexeninquisition war Lemgo, die größte Stadt der Grafschaft Lippe.

Von der letzten und blutigsten Epoche der Lemgoer Hexenprozesse, von der gräßlichsten Mißgestalt des Christenglaubens, von schurkischen Machthabern, die den Hexenprozeß als Mordwaffe wider ihre Gegner mißbrauchten, aber auch von geistes hellen und unerschrockenen Kämpfern für Recht und Menschlichkeit und von leidensstarken Frauen soll hier — urkundengetreu — erzählt werden.

Exodus 22 Vers 18

Am 19. Mai des Jahres 1665 meldete sich beim Räte der Stadt Lemgo ein siebzehnjähriges Mädchen, Elisabeth N. N. — der Name steht nicht in den Akten —, und beschuldigte sich selbst, eine Hexe zu sein. Sie gestand unter vielen Tränen, die Plögersche auf der Wüstenstätte habe sie zur Zauberei verführt. Sie sei auch vor drei Wochen mit auf dem Hexentanze gewesen, der Obristleutnant Abschlag sei dort mit vornehmen Frauen aus einer gläsernen Kutsche gestiegen, habe mit der Bändelschen getanzt und die Reihen geordnet. Die Vornehmen in der Gesellschaft hätten Wein getrunken, und so fort.

Man behielt das Mädchen — es war die Magd des Buchhändlers Albert Meyer — in Haft, um sie folgenden Tags gemäß dem Gesetze aufs neue zu verhören, ob sie bei ihrem Geständnis beharre oder es etwa widerrufe.

Diesem Verhör blieben trotz wiederholter Einladung drei von den vier Bürgermeistern, nämlich Kleinsorge, Müller und Wippermann, und auch einige von den Ratsherren fern. So leitete das Verhör der achtsundsiebzigjährige Dr. Kerkmann, der in diesem Jahr Regierender Bürgermeister war. Ihm zur Rechten saß der feiste Siegler Hilmar Kuckuck, auf der anderen Seite führte das Protokoll der greise Stadtsekretär Johannes Berner, der vor sechsundfünfzig Jahren mit Kerkmann zusammen in Rostock die Rechte studiert hatte. In hastig gekritzelten Schriftzügen — die das Lesen der Lemgoer Hexenakten zu einer Qual machen — vermerkte er, daß das Mädchen „mit herzlichem Seufzen und Weinen abereins bekannt und ausgesagt, daß es leider wahr wäre, daß also geschehen, wie sie gestriges Tages bekannt. Und wie sie, die Plögersche, ihr das Zaubern gelehrt und ihr gesagt, daß sie drei Füße zurücktreten und sich ihrem Buhlen, so alsbald dabei gewesen, ergeben und Gott verleugnen solle, welches leider von ihr geschehen. Als sie weiter gefragt, ob auch ihr Buhle, der Schwarze Mann, seit gestriges Tages bei ihr gewesen, sagt sie ‚nein‘, daß sie Gott Lob fleißig gebetet und gesprochen ‚Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von allen Sünden‘. Sie könne Gott Lob wol beten. Sie hätte dem Teufel abgesagt und wolle ferner

demselben abgesagt haben und sich zu Gott, ihrem himmlischen Vater und Erlöser Jesus Christus halten. Der würde sie nicht verlassen, sondern mit dem Heiligen Geist erleuchten, daß sie ein Kind Gottes wieder werden könne. Möchten doch die Herren für sie beten lassen in Kirchen und Schulen, jedoch im geheimen, damit es niemand erfahren möchte. Welches ihr insoweit versprochen und dabei ermahnt nach Hause zu gehen, ihre Arbeit fleißig zu verrichten, Gott vor Augen zu halten und fleißig zu beten und sich des Verdienstes Jesu Christi zu getrösten und daran feste glauben und halten. So würde Gott sich ihrer erbarmen und sie in Gnaden annehmen.“

Der Rat wandte sich, wie seit jeher, so auch hier, um Rechtsbelehrung an die Juristenfakultät zu Rinteln. Diese entschied, gegen die von dem Mädchen beklagte Frau sei alsbald das peinliche Verfahren zu eröffnen. Das Mädchen möge man, wie angedeutet, von den Geistlichen befehlen und weiterhin belehren lassen, auf daß ihre Seele gerettet werde. Danach sei sie, als eine geständige Zauberin, mit dem Schwerte hinzurichten.

Die Rintelner Rechtsgelehrten waren, wie man sieht, fromme Leute. Sie taten, wie „Gottes Wort“ gebietet. Denn also steht geschrieben im zweiten Buche Moses, Kapitel 22, Vers 18: „Die Zauberer sollt ihr nicht leben lassen.“

Den „Herren von Lemgo“ erschien so viel Frömmigkeit aber doch übertrieben. Das Mädchen bekam einen Wink und entwich aus der Stadt. Sie hatte dem Regierenden Bürgermeister den erwünschtesten Dienst geleistet, indem sie die Plögersche als Hexe und die Bändelsche und den Obristleutnant Abschlag als Genossen beim Hexentanz angegeben hatte.

Wahrscheinlich war sie sogar von Kerkmann zu ihrer Selbstbezüglichung angestiftet worden.

Simon Plögers Witwe wurde unverzüglich festgemacht. Sie wußte nicht, warum, und schrieb aus dem Gefängnisturm ein flehentliches Gnadengesuch an den Rat. Sie bekenne freiwillig, sie habe einmal in ihrer Jugend ein Stück Leinen gestohlen, hernach aber zeit ihres Lebens in ihrer Armut sich frömmlich gehalten. Ihr einziges Verbrechen sei ihr von Herzen leid. Die

Herren möchten doch gnädig mit ihr verfahren und sie nun nach dieser Haft mit weiterer Strafe verschonen, um Gottes willen.

Die heilige Einfalt! Sie ahnte nicht die Rolle, die ihr im Spiel der Herren von Lemgo zugebracht war. Man half ihr schnell nach. Meister David Claus, der Henker, schüttete die zierlichen Instrumente vor ihr aus, und Kerkmann machte ihr klar, daß sie eine Hexe sei. Ob sie das etwa leugnen wolle?

Sie beteuert bei Gott und ihrem Heiland ihre Unschuld. Aber als Meister Davids fuchshaariger Knecht ihr auf einen Wink Kerkmanns ohne weiteres Schuhe und Strümpfe herunterreißt und eines ihrer dünnen Greifinnenbeine zwischen sinnreich konstruierte Eisenplatten steckt und mit einem kräftigen Ruck des Schraubenschlüssels die Platten zueinander zwingt, schreit das Weiblein auf und bekennt alles, was man von ihr wissen will. Sie besinnt sich auf all die Hexengeschichten, die schon die Kinder auf den Straßen sich erzählten. Jedermann in dieser Stadt wußte genau, was die Weiber, die bei früheren Hexenprozessen gefoltert und getötet waren, von ihren Nachtfahrten, Buhlereien, Tänzchen, Vergiftungen bekannt hatten. Darum sagten sie alle dasselbe aus — für die Richter ein willkommener Beweis der Richtigkeit der Geständnisse.

Auch die Plögersche wußte allerlei greuliche Dinge zu berichten, die der Sekretär Berner beim spärlichen Licht des einzigen Fensterleins eilig aufs Papier kritzelte. Hin und wieder roch er dabei in das Kästchen mit wohlduftender Narde, das neben ihm stand. Ohne das war's in dem stinkenden Loch nicht auszuhalten.

Die Müßmannsche, phantasierte das Weiblein, hätte beim Hexentanz den Pott mit der Hexensalbe zu halten. Der eine ritte auf der Kaze, der andere auf dem Hunde, der dritte auf der Ziege. Ihr deuchte, es wäre Verblendung, jedoch kannte einer den andern wohl. Sie führen durch die Lüfte und wäre ein Brummen, als wenn es Immen wären. Abschlag sitze obenan, neben ihm die Böldelsche, Adam van Dael schneite den Reichen vor. Die Suhrmannsche hätte allzeit das Licht im Hintersten und müßte leuchten, die Schönstafesche müßte die Schlüssel ab- und zutragen, Rottmann wäre ihr Koch — und so ging's weiter.

Kerkmann und Ruduß waren mit ihr zufrieden und begnadigten sie daher — sogar ohne Bezahlung — zum Schwerte. Eine andere Begnadigung hat es bei Hexenprozessen nie gegeben. Man konnte nun sechs weitere Hexengenossen, deren Namen man aus der Plögerschen herausgefoltert hatte, festmachen und auch aus ihnen die Namen des Obristleutnants und der reichen Kaufmannsfrau herausfoltern.

Denn auf diese beiden hatte man's abgesehen: auf diese und noch einige andere.

Die Gegner

Schon vor zehn Jahren hatte Kerkmann versucht, durch das Mittel des Hexenprozesses die Bändelsche und Abschlag umzubringen. Vergebens. Dem von 1653 bis 1656 durchgeführten Prozeß waren zwar achtunddreißig Menschen zum Opfer gefallen. Jene beiden aber waren nicht darunter gewesen. Sie hatten, von Dr. Sprute, dem Sohne der Frau Böndel aus ihrer ersten Ehe, glänzend verteidigt, freisprechende Gutachten einer Rechtsfakultät erwirkt. Und sollte sich neuer Verdacht gegen sie erheben, so war ihnen freies Geleit und ungehinderte Verteidigung zugesichert — vorausgesetzt, daß sie spätestens auf dreimalige Ladung sich dem Räte der Stadt stellen würden.

Jene schimpfliche Niederlage wurmte den eiteln Kerkmann und seinen Anhang über alle Maßen. Zehn Jahre gärender Haß wollte sich entladen.

Woher aber dieser Haß auf die Frau und den alten Landesknechtsführer?

Das Haus des Kaufmanns Böndel am Ostertor war eines der reichsten und vornehmsten in der Stadt. Gern gingen dort auch die Prediger zu Gast. Dr. Sprute, der Sohn des Hauses, war ein witziger Advokat und dazu Rektor der Lateinschule. Als redlicher Rathsherr aber konnte er das kraß eigensüchtige Günstlingsregiment des unredlichen Kerkmann nicht gelassen mit ansehen. Mit seinem Freunde Dietrich Adolf Kleinsorge, dem leidenschaftlich ehrliebenden Sohne des Bürgermeisters, enthüllte er in offener Ratsitzung die unsauberen Machenschaften Kerkmanns und Rudußs. Dieser, Gastwirt und Kornhändler, hatte ehemals auch

zu den Gästen des Bändelschen Hauses gehört. Da er sich aber ekelhaft vollzusaufen, die Geldsummen dagegen, die er von Bändel wiederholt geborgt hatte, säumig oder gar nicht zurückzuzahlen pflegte, hatte man auf seine Gesellschaft verzichtet.

Daher die Todfeindschaft.

Der Obristleutnant Abschlag war eine allgemein bekannte, wahrhaft martialische Gestalt, und die Jugend der Stadt blickte bewundernd zu ihm auf, wenn er in Federhut, grauem Überrock und Reitstiefeln langbeinig über den Marktplatz geschritten kam, um in der „Waage“ oder im Ratskeller seine rauche Kriegsgurgel mit einem kräftigen Trunk Bitterwein zu schmieren und mit den Bürgern auf dem Damenbrett zu spielen. Ohne Vermögen und Konnexionen — sein Vater war Dorfmusikant in Lage gewesen — hatte er im Dreißigjährigen Kriege sein Glück gemacht und war vom gemeinen Reiter unter Tilly und Wallenstein zum Obristleutnant emporgediehen. Er war ein verwegener, stolzer Herr, dem keiner zu nahe kommen durfte. Noch vor kurzem hatte er den lippischen Landeshauptmann Witte im Duell erschossen und bezeugte, da er nun Lemgoer Bürger geworden, einem wohlweisen und gestrengen Rat der Stadt geringen Respekt, war auch schon des öfteren wegen Affairesachen mit ihm, besonders mit Kerkmann, aneinander geraten.

Darum hatte dieser in jenem Hexenprozeß dafür gesorgt, daß Abschlag von den Gefolterten als ihr Genosse, ja als Kommandant des Lemgoer Hexenrotts angegeben wurde. Der gegen ihn erhobene Prozeß aber hatte mit einer schimpflichen Niederlage der Hexenrichter geendet. Nicht in der „Gemeinheit“ allein murrte man wider Kerkmann. Im Rat war es zu scharfen Zusammenstößen gekommen. Dietrich Adolf Kleinsorge hatte als Syndikus den Antrag gestellt, gegen Kerkmann wegen seines gesetzwidrigen und unredlichen Regiments einen öffentlichen Kläger, einen Fiskalis, zu bestellen. Das war mit knapper Mehrheit abgelehnt. Kleinsorge hatte dem Rat sein Syndikat vor die Füße geworfen, darauf aber seine scharfe Anklage an die Regierungskanzlei zu Detmold eingereicht. Da aber der Kanzler Tilhen Schwager Kerkmanns war, hatte diese Beschwerde keine andere Folge, als daß der Kläger „wegen verkleinerlicher Schrei-

ben“ über seine Obrigkeit mit fünfzig Talern Geldstrafe belegt wurde.

Aber die Stimmen der — mit Recht — Unzufriedenen schwiegen nicht. An Kleinsorges Stelle traten andere, besonders der Tuchhändler und Gastwirt Rottmann, der als „Wortwahrer“ der Gemeinheit im Räte ein gewichtiges Wort mitzusprechen hatte. Dr. Sprute, den der Haß Kerkmanns längst von seinem Rektorat entfernt hatte, machte auch als Advokat kein Hehl aus seiner Meinung über die Mißwirtschaft der Kerkmannschen Rotte. Abschlag nannte den Ratsherrn Kuckuck einen aufgeblasenen, verhoffenen Bauern, was so aufreizend wie zutreffend war. Von der Kanzel der Nikolaikirche predigte Herr Andreas Koch mit harten Worten über die Trunkenbolde, so der Gemeinde täglich Anstoß gäben. Dabei blickten alle Augen auf Kuckuck. Besonders aber mahnte der Prediger zur Vorsicht und Besonnenheit beim Hexenprozeß. Man müsse versuchen, dem Teufel die verführten Seelen wieder aus dem Rachen zu reißen, anstatt die Angeeschuldigten in überstürzter Eile zu justifizieren.

Schwerlich konnte der Prediger ahnen, was ihn diese Kritik einmal kosten würde.

Ein „gutwilliges“ Geständnis

Am Morgen des 20. Juni wird die Witwe Böndel von zwei Ratsdienern aufgefordert, sich unverzüglich aufs Rathhaus zu begeben. Sie liegt zu Bett und läßt sich entschuldigen, da sie sich nicht wohl befinde. Dann schickt sie sofort zu ihrem Sohn. Kaum ist er zur Stelle, kommen die Ratsdiener schon wieder und erneuern die Vorladung, und zwar so grob, daß Dr. Sprute, ein großer und kräftiger Herr, sie zum Hause hinauswirft. Darauf kommen alle vier Ratsdiener, mit Spießen bewaffnet, um die Frau zu holen.

An ihrer Stelle geht ihr Sohn samt dem Notar Cruel ins Rathhaus und erbietet sich, seine Mutter — der damaligen Bedingung gemäß — jedesmal zu stellen, wofern nur ihr Gesundheitszustand es erlaube. Nebenbei beschwert er sich über die wiederholte Vorladung durch die Ratsdiener, die beim Pöbel unnötiges Aufsehen erregen müsse.

Der Bescheid des Rats lautet, die Witwe Böndel habe sich in Person einzufinden.

Sprute holt sie. Man behält sie in Haft, da der Rat einstweilen nicht vollzählig versammelt sei. Sprute legt dagegen, als eine Verletzung des „sicheren Geleits“, schärfste Verwahrung ein und appelliert, da man ihn zurückweist, sofort an den Landesherrn in Detmold. Der Rat weigert sich, die Appellation weiterzuschicken, da die Frau auf dreimalige Ladung nicht erschienen sei, mithin die Bedingung des sicheren Geleits nicht erfüllt habe. In der That, man hatte sie dreimal geladen, aber alle drei Male innerhalb einer einzigen Stunde.

Die arme Frau wird von ihren Richtern, das will heißen von ihren Todfeinden, verhört und gefragt, ob sie nicht der Süllstedtschen das Zaubern gelehrt. Empört weist sie das zurück. Die Süllstedtsche sei ein gemeines Weib, mit dem sie gar keinen Umgang gehabt.

„Wie aber“, fragt Kerkmann höhnisch, „wenn Ihr nun mit der Süllstedtschen konfrontiert werdet? Wie wollt Ihr Euch da verantworten und die Beschuldigung ablehnen?“

Sie erwidert in heftiger Erregung: „Ich weiß wohl, die Süllstedtsche ist verführt, auf mich auszusagen. Ich bin, soviel ich weiß, keine Zauberin, so wahr mir Gott helfen möge.“

Die Gefangene wird von den Torturherren ermahnt, wie es in den Akten heißt, „Gott die Ehre zu geben und der Obrigkeit den Gehorsam zu leisten, denn sie sich nicht anders retten könne“ — vor der Folter nämlich —, „weil die Süllstedtsche, so in der Haft wäre, bekannt hätte, daß sie ihr das Zaubern gelehrt, mit hin sie auch selbst müsse zaubern können“.

Eine sehr einfache Logik, wie man sieht.

Die Frau, die sich verloren sah, brach nach einer Nacht voll unausdenklicher Seelenangst zusammen und bekannte, um der Höllequal der Folter zu entgehen, „gütlich“, wie's im Protokoll heißt, daß sie zaubern könne und es der Süllstedtschen gelehrt habe. „Man möge sie nur nicht unter des Büttels Hände kommen lassen. Und weil sie weit und breit bekannt wäre, ob's nicht möglich sei, daß in höchster Eile die Exekution über sie ergehen möchte. Sonst würden wohl von zwanzig Meilen die Leute her-

zulaufen, um zuzusehen. Sie sei des Lebens von Herzen müde und habe, Gott sei ihr Zeuge, seit elf Jahren ein geängstetes Gemüt gehabt.“

Mit Entsetzen vernahm der Sohn, Dr. Sprute, von dem Geständnis seiner Mutter. Er wußte, daß allein die Angst vor der Folter es ihr erpreßt hatte, und setzte durch, daß man seine Mutter noch einmal in Gegenwart aller vier Prediger verhöre. Aber sie blieb auch da, müde aller Qual des Lebens, bei ihrem erlogenen Geständnis und bat nur, sie mit weiteren Fragen zu verschonen und ihr das Schwert zu geben.

Ach, die arme Frau kannte die „Herren von Lemgo“ schlecht. Die Geier waren ihrer Beute sicher. Sie würde ein prächtiger Köder sein, um weiteres Menschenfleisch auf die Schlachtbank zu liefern.

„ . . . der gerechte Gott, zu dessen Ehre diese Hexenprozesse geführt werden“

Nachdem die Juristenfakultät zu Rinteln die Verhaftung Abschlags gebilligt hatte — sie lieferte für zwei bis drei Reichstaler den Lemgoer Hexenrichtern jedes gewünschte Gutachten! —, wurde am 8. August der Obristleutnant von vier bewaffneten Stadtdienern in seinem Hause überfallen und unter den Augen des gaffenden Volkes aufs Rathaus geschleppt. Er hatte zwar vor acht Tagen gehört, daß Katrina Mewissen, die früher eine Zeitlang Magd bei ihm gewesen und jetzt als Hexe festgemacht war, auf ihn bekannt und behauptet hatte, er habe Unzucht mit ihr getrieben. Darauf hatten Frau und Kinder ihn gewarnt und gebeten, sich in Sicherheit zu bringen. Er hatte das aber abgelehnt. Er habe mit der Dirne nichts zu tun gehabt. Die Flucht werde man ihm als Schuldbekenntnis auslegen.

Es wäre besser gewesen, der Mann hätte auf sein Weib gehört.

Im Verhör berief er sich auf seine Unschuld. Die Mewissen sei eine lügenhafte Hure und ohne Zweifel angeleitet, auf ihn zu bekennen, weil er mit den Herren von Lemgo im Prozeß gelegen wegen der Akzise. Er sei ein ehrlicher Kerl, einundsechzig

Jahre alt und kein Kind. Er wisse wohl, was er tun und lassen solle. Überhaupt habe man ihn wider Recht und Gerechtigkeit festgemacht. Er sei durch Urteil der Leipziger Juristenfakultät freigesprochen.

O ja, erwidert man ihm spöttisch, aber jenes Urteil schließe mit den Worten, „wosern sich nicht etwa neuer Verdacht ereigne“. Dieser Verdacht habe sich nun eben in stärkstem Maße ereignet, fintemalen bereits eine ganze Reihe von Hexen und Zauberern in und außer der „peinlichen Frage“ auf ihn bekannt, ja, ihn als eigentlichen Kommandanten der Hexenrotten angegeben hätten.

So fordere er, war seine Antwort, daß ihm erlaubt werde, nach allen Formen Rechtens seine Verteidigung zu führen, wie damals in seinem ersten Prozeß.

Das wird ihm — allem Rechtsbrauch zum Hohn — rundweg abgeschlagen. Vielmehr wird er ohne weiteres mit der Asemissen und der Süllstedt konfrontiert, die zuvor vom Sekretär Berner gehörig präpariert sind und ihn, in fast gleichlautenden Worten, als Kommandanten beim Hexentanz angeben.

Darauf wirft man ihn in ein unterirdisches, feuchtes Loch. Wogegen seine Angehörigen — wiederum vergebens — protestieren.

Die Inquisition spielte nun ihr Teufelspiel mit viel Geschick weiter. Gegen die Beklaffungen jener gemeinen Weiber würde man am Ende etwas einwenden können. Das Bekenntnis einer so vornehmen Frau dagegen, wie die Bändelsche war, mußte ganz anderes Gewicht haben.

So schickte man zunächst einmal den Meister David zu ihr, daß er ihr seine zierlichen Instrumente vorweise und sie dergestalt gefügig mache. Nachdem sie anfangs geschwiegen, voll Widerwillens, andere Menschen mit sich ins Verderben zu ziehen, nannte sie schließlich etliche „Mitschuldige“, darunter Abschlag, der bereits, wie man ihr sagte, in Banden liege und von vielen ihrer Genossinnen genannt sei.

So hielt sie ihn, wie sich selber, für verloren und blieb bei dem Bekenntnis auch, als Abschlag mit ihr konfrontiert wurde.

Abschlag fährt entsetzt zurück, da er von dieser vornehmen Frau beschuldigt wird, und ruft: „Frau, so bedenkt doch Eurer

Seelen Seligkeit! Ich bin ja unschuldig an allem, was Ihr von mir bekennet. Gott gebe, daß ich zum Stein werde, wenn das wahr ist! Seid Ihr denn darauf gepeinigt, daß Ihr auf mich aussagen sollt?“

„Nein, nein“, antwortet sie, „sehet hier das Brandenburgische Gesangbuch! Daraus weiß ich mich fein zu trösten. Befehret Euch, wie ich getan, damit wir miteinander selig werden können!“

Der Mann erstarrte vor solchem Wahnsinn. Die Zunge klebte ihm am Gaumen, wie's im Protokoll heißt, also daß er stammelte und kaum ein Wort hervorbringen konnte.

Jetzt glaubten die Hexenrichter, von der Rintelner Fakultät eine ihnen genehme Rechtsbelehrung erbitten zu dürfen. Da Abschlag bisher nichts weiter zur Last gelegt war als die Teilnahme am Hexentanz, meinte Kerkmann, diesen besonders herausstreichen zu müssen. „Manche Rechtslehrer“, schreibt er, „wollen die Hexentänze für bloßes Gaukelwerk ausgeben. Jedoch hier ist von unterschiedlichen Zauberern und Hexen bekannt, daß sie auf Abschlags Befehl Wein aus dem Ratskeller geholt hätten. Es ist aber dieser Wein auch wahr und wahrhaftig weggekommen, also daß auch der damalige Weinschenk Wolrad Baade derowegen mit dem derzeitigen Provisor des Weinkellers annoch im Prozesse begriffen, und solchen durch die Hexen entführten und ausgesoffenen Wein nicht bezahlen will.“

Das schrieb ein wohlweiser Regierender Bürgermeister, den freilich seine Freunde, wenn sie unter sich waren, einen kindisch gewordenen Greis nannten. Und er fährt fort: „Man hat allerdings Beispiele, daß der Teufel auch die Gestalten unschuldiger Menschen bei den Hexentänzen erscheinen läßt“ — damit gibt er das Trügerische, rechtlich Belanglose des Hexentanzes zu! —, „doch läßt sich nicht denken, daß der gerechte Gott, zu dessen Ehre diese Hexenprozesse geführt werden, zugeben solle, daß ein Unschuldiger dreißigmal denunziert werde und die Denunzianten bis an ihren Tod dabei beharren.“

Man faßt sich an den Kopf bei solcher kindischen und zugleich satanischen Logik. Gott soll zulassen, daß die Menschen vom Teu-

fel, dem Lügner aller Lügner, befaßen werden und nun natürlich selber lügen. Daß sie aber in der Höllepein der Folter lügen — wo selbst dem Unschuldigen Lügen ausgepreßt werden —, das soll nun Gott wiederum nicht zulassen.

Die Rintelner Juristen, nachdem sie Kerkmanns elendes Gewäsch, darin auch nicht ein wirkliches Vergehen oder Verbrechen dem Obristleutnant nachgewiesen war, „mit gebührendem Fleiß collegialiter wohl erwogen“ hatten, erkannten auf die „scharfe Frage“ — gegen drei Taler billigmäßige Gebühr.

Abschlag war ein verlorener Mann.

Der tapfere, in zahllosen Gefechten bewährte Kriegermann geriet unter die Hände des Schinders. Bei der ersten Beinschraube bekannte er, daß er Vater und Mutter ermordet habe, bei der zweiten, er hätte seine Kinder und Schwester vergiftet — und so geht es fort.

Ich will die teuflischen Quälereien nicht hinschreiben, noch den offenbaren Unsinn, der aus dem armen Herrn herausgefoltert wurde. Eine Stunde lang wurde er allein auf Rottmann gepeinigt. Und als er endlich den gewünschten Namen nennt, lacht Hilmar Kuduck hohnvoll auf: „Das ist der Rechte, ja, ja! Wußte ich's nicht, daß du alter Schelm solches wüßtest!“

Noch täuschte sich Abschlag mit der Hoffnung, die Wasserprobe werde vielleicht seine Unschuld erweisen, obgleich sie in Lemgo niemals einen Angeschuldigten gerettet hat.

Abschlag beharrte darauf, trotz aller Abmahnungen seiner Angehörigen und der Prediger. Die Lemgoer bekamen wieder mal ein Spektakel zu sehen. Er wurde dreimal, die rechte Hand mit dem linken Fuß, die linke Hand mit dem rechten Fuß verbunden, auf das Wasser des Mühlenfolks vor der Johannespforte geworfen und schwamm oben. Die Hexen und Hexer, die David Claus aufs Wasser warf, schwammen immer oben. Zu gut verstand der Henker die Kunst, den Strick, daran sie hingen, zu führen.

Abschlag und die Bändelsche beehrten nun nichts sehnlicher als das Schwert, aber die Herren von Lemgo ließen sich noch monatelang Zeit damit. Die beiden Todeskandidaten konnten, dieweil sie lebten, noch mancherlei nützliche Dienste tun.

„Selbst mir doch endlich davon!“

Da waren noch etliche unbequeme Leute, die man loswerden wollte: Vornehmlich der reiche Kaufmann und Gastwirt Rottmann, der dem Bürgermeister Kerkmann wiederholt zu opponieren sich unterstanden hatte. Dazu der Prediger zu Sanft Nikolai, Herr Andreas Koch, der sich auch Coccäus nannte.

Also griff man sich noch etliche Betteln aus dem Bräuerkloster und der Handwerkerschaft, die denn auch die gewünschten Zeugnisse lieferten. Alle bekundeten in wunderlicher — dem Wissenden freilich sehr begreiflicher — Übereinstimmung, nach Abschlages Verhaftung habe Rottmann das Kommando über die Hexenrotten übernommen. Auch Herr Andreas sei beim Nachtanze gewesen. Man habe darüber beratschlagt, wie der Lemgoer Hexenprozeß zerstört werden könne.

Aus dem Munde so gemeiner Weiber erschienen solche Zeugnisse vielleicht nicht beweiskräftig genug. Anders, wenn man sie von Abschlag und der Bändelschen erhalten könnte.

So begaben sich zu Anfang Oktober, nachdem die Frau bereits acht Wochen im Gefängnis der Regenspforte gesessen, die Deputierten wieder einmal zu der Bändelschen. Wie mag sie vor Angst gezittert haben, als ihre Richter und Henker über die Schwelle des Kerkers traten! Wie hat sie gefleht um den Tod, den man ihr noch immer nicht gönnte!

„Das habt Ihr selber in Schuld, daß wir noch nicht zu Eurer Verurteilung kommen können“, schnauzte der feiste Ruckuck sie an. „Warum seid Ihr nicht beständig geblieben in Euren Aussagen? Wir müssen Euch wiederum mit der scharfen Frage angreifen, damit wir endlich einmal die Wahrheit hören.“

Die Frau entsetzt sich. Ihre Glieder beben.

„Ich bleibe bei allem, was ich bekannt habe!“ ruft sie.

Ärgerlich schüttelt Ruckuck den Kopf.

„Nein, nein, so allgemeine Reden genügen uns nicht. Namen wollen wir hören, die Namen von denen, die mit im geheimen Ratsschlage gewesen. Die Schönstafesche hat diese Namen bereits genannt. Wir wollen sie auch von Euch wissen.“

Als sie sich sträubt, Unschuldige zu nennen, packt Meister David sie auf einen Wink Ruckucks und bindet ihr die Hände auf

den Rücken. Der Flaschenzug wird eingehakt. Sie wird mit rückwärts verrenkten Armen aufgezo-gen. Die Höl-len-pein raubt ihr sofort die Besinnung. „Sie schläft ein“, wie es im Pro-to-koll so sanft heißt.

Als sie erwacht, bekennt sie Ehebruch, Vergiftung und Kin-des-mord.

Man will anderes von ihr wissen und fragt sie, mit deutlichem Hinweis auf den Prediger Koch, ob es auch unter den Geist-lichen der Altstadt rein sei.

Erstaunt fragt sie, ob man etwa auf Herrn Andreas ziele. Höhnisch lachen die Herren auf.

„Ihr müßt das ja am besten wissen“, grinst Kukud sie an.

Und unfähig, die Zerreißung ihrer Glieder länger zu ertra-gen, bekennt sie, daß sie dem Prediger das Zaubern gelehrt habe.

Wie die Herren befriedigt davongehen, ruft sie ihnen flehent-lich nach: „Ach, laßt doch Herrn Andreas so lange zufrieden, bis ich tot bin! Und helft mir doch, um Gottes und seines lieben Sohnes willen, endlich davon!“

In der Nacht darauf jammerte die Frau ohne Unterlaß so herzbrechend, daß andern Tags ihre Wächter erklärten, sie könn-ten es nicht länger bei ihr aushalten.

Am selben Tage widerrief sie alles, was sie auf der Folter ausgesagt hatte.

Die Herren gerieten in Verlegenheit und baten die Rintel-ner Juristen um weitere Rechtsbelehrung. Diese bekamen plöz-lich Bedenken. Nachdem die Folter bereits zweimal angewandt war, einmal sogar durch Aufziehen an der Leiter, also im drit-ten Grade, erschien ihnen eine dritte Tortur wider Recht und Gesetz.

Widergesetzlich war freilich schon die zweite, aber die Lem-goer, und nicht nur sie, halfen sich da immer mit der echt jesui-tischen Ausrede, es handle sich gar nicht um eine zweite Folter, sondern um eine Fortsetzung der ersten.

So blieb den Torturherren nur noch die Drohung mit der Folter. Hilmar Kukud schrie die Frau an: „Du Teufel, du ehe-brecherische Hure! Willst du uns Händel machen? Der Lehrer Beschorn ist mit glühenden Zangen zerrissen worden, und mit dir soll es noch ärger gemacht werden!“

Aber die Böldelsche blieb bei ihrem Widerruf: „Alles, was ich auf dem Turm ausgesagt, ist aus Pein geschehen. Ich bekenne nur mich selber schuldig der Zauberei und daß ich es der Sülstedtschen gelehrt. Der Herr Andreas ist so unschuldig wie Christus am Kreuz.“

Am Tage vor dem Weihnachtsabend des Jahres 1665 fuhr man die Frau, die eine der vornehmsten, aber auch der gütigsten in der Stadt gewesen, hinaus zur Sandkule an der Klus. Und David Claus gab ihr mit dem schweren, sicher treffenden Schwert den Todesstreich, nach dem sie so lange sich gelehnt.

Der Herr Andreas Koch

Etliche Wochen vor der Hinrichtung der Böldelschen wurde der Prediger Herr Andreas Koch vom Sekretär Berner im Auftrage des Rats aufgefordert, sich des Predigtstuhls zu enthalten. Er protestierte, zusamt seinen drei Amtsbrüdern, nachdrücklich gegen die willkürliche und widerrechtliche Anordnung des Rats. Vergebens. Acht Tage später wurde er seines Amtes förmlich entsezt.

Ein evangelischer Prediger, ein als streng und gottesfürchtig bekannter, hochgeachteter Pastor wurde — auf die erpreßten Aussagen etlicher Weiber hin — wegen Zaubereiverdachts aus seinem Amte gesezt.

Er suchte Recht und Schutz bei seinem Landesherrn in Detmold.

„Was einem rechtschaffenen Prediger zustehet“, schrieb er, „solches hat erstlich mein Vater Selig allhie über fünfunddreißig Jahre bis an sein seliges Ende getreulich verrichtet. Nicht weniger ich selber, nachdem ich an meines Vaters Stelle zum Prediger berufen, habe nach meinem geringen Talent mit Strafen und Ermahnungen nunmehr bei achtzehn Jahren fleißig angehalten. Ich habe den Leuten keine Rißen unter die Arme gemacht, noch Psühle zu denen Häuptern, habe auch gegen das tägliche Wollsaufen in Wein, Bier und Branntwein einiger Leute in dieser Gemeinde gepredigt.

Und obschon hierüber ich und mein Herr Kollega Magister Kemper einstmals von Dr. Kerkmann — ohne Zweifel auf An-

trieb der bewußten Leute — am Rathause zur Rede gestellt worden, habe ich deswegen nicht nachgelassen, über die Trunkenbolden Wehe zu schreien.

Wie nun der Prozeß gegen das Laster der Zauberei allhie angestellt worden, habe ich für billig erachtet, daß dies abscheuliche Laster, soviel immer möglich, ausgerottet werden möchte. Dieweil aber die Zauberei nach Aussage der Rechtsgelehrten ein gar geheimes Laster und der Prozeß dawider nach einhelliger Meinung aller Theologen und Juristen aus vielen Ursachen der gefährlichste und beschwerlichste ist, so ist hierüber meine Meinung gewesen, wie noch jezo, daß solcher Prozeß nicht jedem anzuvertrauen wäre. Sondern es müßten gottesfürchtige, gelahrte, erfahrene, in allen Tugenden geübte und vorsichtige Leute dazu verordnet werden.

Darnach ist meine Meinung gewesen, daß solche Leute solchen Prozeß den Rechten gemäß behutsam führen und vor allen Dingen dahin sehen müßten, daß die verlorenen Seelen dem Teufel wieder aus dem Rachen gerissen werden möchten.

Diese meine Meinung habe ich nicht verborgen gehalten, sondern an den hellen Tag gesetzt. Habe aber leider dabei erfahren müssen, daß ich mit meinem Ermahnen und Lehren bei ecklichen, insonderheit bei den Direktoren des Prozesses, nichts anderes als Haß und Zorn erweckt. Es hat sie sonderlich verdrossen, daß man obbemeldete Qualitäten und rechtliche Art zu prozedieren bei ihnen habe in Zweifel ziehen wollen.

Dr. Kerkmann und Kuckuck, meine ärgsten Feinde im Rat, haben mich des Amtes entsetzen wollen. Das ist wider alles Recht. Nur das Konsistorium kann einen Prediger absetzen. Die Böldelische hat man speziell auf mich inquiriert. Aber sie hat hinterher alles widerrufen.

Die Leute in der Gemeinde aber ärgern sich an all diesem und lassen die Tränen heftig fließen. Ich habe gefordert, man solle doch die Gemeinde einmal zusammenrufen und über mich urteilen lassen. Aber das hat Kerkmann als Rebellion nicht verstaten wollen . . .“

Diese Appellation Kochs an den Landesherrn blieb zunächst ohne Antwort. Sie steigerte natürlich den Haß der Herren von

Lemgo, die von dem Inhalt Kenntnis erhielten. Einstweilen wagten diese jedoch nicht, den Mann zur Haft zu bringen.

Dagegen ließen sie — es war am Tage vor der Hinrichtung der Bändelschen — den Kaufmann und Gastwirt R o t t m a n n kurzerhand festnehmen. Vergebens erhoben der Bürgermeister Kleinsorge und der Ratsherr Protz Einspruch dagegen. Rottmann war wohlbegütert. Er konnte — anders als die armen Handwerkerfrauen und Spitalweiber — die Kosten für einen längeren Prozeß aufbringen. Rottmann forderte regelrechte Verteidigung. Man wagte nicht, sie ihm abzuschlagen. Seine Verteidigung führte der scharfsinnige und kühne Advokat D i e t r i c h A d o l f K l e i n s o r g e, Sohn des Bürgermeisters.

Ankläger, Richter und Henker zugleich

Das Jahr 1666, das blutigste der Lemgoer Stadtgeschichte, brach an.

Am Dreikönigstage wurden nicht, wie langjähriger Brauch gefordert hätte, Wippermann und Kleinsorge zu Bürgermeistern im neuen Rat gewählt, sondern Wippermann und — Kerkmann.

Da dieser alt und kränklich war und sich dem schwieriger werdenden Hexenprozeß allein nicht mehr gewachsen fühlte, sah er sich unter seinen Getreuen nach einem jüngeren Helfer um.

H e r m a n n C o t h m a n n s Stunde hatte geschlagen. Siebenunddreißigjährig, wurde er von beiden Räten zum „Direktor des peinlichen Prozesses“ erwählt und am 16. Januar vereidigt.

Drei Tage später fiel Abschlags Haupt.

Cothmann, der im Volksmunde als der „Hexenbürgermeister“ fortlebt, entstammte einer alteingesessenen Patrizierfamilie. Sein Vater Diderich hatte jenes prächtige Haus auf der Neustadt erworben, das als die Krone der zahlreichen stolzen Renaissancebauten der Stadt gilt und „das Hexenbürgermeisterhaus“ heißt. Es ist heute Heimatmuseum.

Diderich Cothmann war als Geizkragen berüchtigt. Trotzdem wollte sein „Kaufhandel“ nicht gedeihen. Immerhin konnte er seinen Sohn Hermann auf die Universität schicken, Rechtswissenschaft zu studieren. Den unbeschwerten Frohsinn der Jugend hat

freilich der spätere Hegenbürgermeister kaum gekannt. Er war, so wird berichtet, „ein elender Stipendiat und mußte aus fremden Mitteln leben“.

Ein fürchtbares Schicksal brach über die Familie herein. Die Mutter des Mannes, der später zum unbarmherzigen Verfolger der Hexen und Hexer werden sollte, wurde „wegen verübter Zauberei“ zum Feuertode verurteilt, zum Schwerte begnadigt „und demnächst darauf dero Körper in die Erde verscharrt“.

Das war im Jahre 1654, und Kerkmann hatte auch jene Hexenverfolgung entfesselt. Wie dachte der damals fünfundzwanzigjährige Hermann Cothmann über die mörderische Justiz der Lemgoer? Hielt auch er seine Mutter für eine Giftmischerin und Teufelshure? Nun, jedenfalls buhlte er um die Gunst Kerkmanns, der zwar seine Mutter gemordet hatte, aber der mächtigste Mann der Stadt war. Und wollte man Macht gewinnen, mußte man die Machthaber gewinnen — um, kam die Zeit, an ihre Stelle zu treten.

Da nun im Jahre 1666 Kerkmann und auch die beiden anderen alten Bürgermeister starben — Kleinsorge war nicht wiedergewählt —, so übernahm Cothmann, auch ohne vorläufig dem Räte anzugehören, die Rolle Kerkmanns. Eng verbündet mit dem Ratsiegler Rudol und dem alten Sekretär Berner.

„Diese Männer“ — so heißt es in einer späteren Klage beim Reichskammergericht — „taten, was sie wollten, denn sie waren Kommissare und Magister, Brandmeister, Ankläger, Richter und Henker zugleich und brauchten keine Verantwortung ihrer Prozeduren zu geben“. Da auch der Vertreter der Berufungsinstanz, der gräßliche Kanzler Nevelin Tilhen, mit der Kerkmannschen wie auch der Cothmannschen Sippe verwandt und verschwägert war und die Lemgoer Methoden deckte, konnten jetzt „die Herren von Lemgo“ ein unerhörtes Schreckensregiment aufrichten und ihre Widersacher vernichten.

Cothmann griff fürchtbar um sich. Und Meister David und seine Knechte bekamen Arbeit und Verdienst die Fülle. Sie hatten ihre Kunst zu üben an Männern, Ehefrauen, Witwen.

Der lustige Spielmann Tönnies Lebering bekam die Beinschrauben so gut wie die fast hundertjährige Anneke Lesemann,

die man „die Krupfrau“ nannte. Sie alle beteuerten unter heiligen Eiden und Anrufung Gottes ihre Unschuld, sie alle bekannten sich bei der satanischen Folterung der Zauberei schuldig, sie alle „beklafften“, weil man sie nicht eher aus der Folter losließ, Unschuldige, so viele Cothmann brauchte, oft hundert und mehr. In einem Protokoll fand ich hundertsechzig Namen! Kerkmann schon hatte einmal geklagt, nicht der dritte Teil der Bürger sei mehr „unbeklafft“.

Unter den Beklafften waren jedesmal — dafür sorgten die Torturherren — Herr Andreas Koch, Rottmann, Dr. Sprute, der Kantor Grabbe und die ganze Familie Kleinsorge. Denn auf diese, nur auf diese Leute kam es den Cothmann, Ruckuck, Berner an! Alle andern waren nur Mittel zum Zweck der Vernichtung ihrer politischen Gegner. Sie alle wurden nur gefoltert und geköpft, damit sie zuvor jene selbstbewußten, tapferen, klugen, ehrenhaften und eben darum gefährlichen Männer als Hexengenossen und Teufelsbündler angaben.

Dafür ein kraßes Beispiel:

Wieder einmal ließ man ein Weiblein, Tappe mit Namen, aus dem Brüdertloster holen. Als Ruckuck sie sah, sagte er zu den Ratsdienern: „Ihr habt ja die rechte nicht gebracht.“ Die Diener wollten sie wieder abführen. Da rief Ruckuck: „Halt! Es kommt auf eins hinaus. Laßt sie nur hier!“

Sie wurde gefoltert und geköpft.

Die eigentlich „Schuldige“ aber, heißt es, hat noch dreiviertel Jahr gelebt und ist auf ihrem Bette gestorben.

Ein furchtloser Advokat

Während so der „Direktor des peinlichen Gerichts“ seinen Gönnern die Hexenzeugnisse verschaffte, die sie zur Vernichtung ihrer Gegner brauchten, kämpfte Dietrich Adolf Kleinsorge für das Recht und die Unschuld des Predigers Koch und des bereits eingekerkerten Gastwirts Rottmann einen verzweiferten Kampf.

Mitte Februar wandte sich Koch mit erneuter Appellation an den Grafen Hermann Adolf.

„Da heißt es“, so schrieb er unter anderem, „die Schönstatische habe bekannt, sie hätte mich auf dem Nachttanze gesehen.“

Nun fragt sich aber, wenn ein solches Weib solche Rede von einem ehrlichen Manne und einem Prediger führt: ob derselben sofort zu glauben, so sehr, daß man zur Amtsenthebung schreiten solle? Ward ein solches in der ganzen Christenheit wohl je erhört, auf eines Zauberweibes Rede solchergestalt zu prozedieren?

Ein rechtschaffener Richter soll alles auffuchen und befördern, was einem Menschen zum Besten und zur Rettung seiner Unschuld dienen kann! Die Lemgoer Richter tun nichts dergleichen, arbeiten vielmehr mit Händen und Füßen, daß das böse Gerücht vermehrt und meine Unschuld unterdrückt werden möge.

Hatte man gegen die inhaftierten Personen überhaupt genugsame Indizien? Nun, jedenfalls sind sie den Leuten nicht mitgeteilt, vielmehr sind die Inhaftierten ohne vorherige Verteidigung oft am gleichen Tage, wie sie gefänglich eingezogen, zur Marterbank gezogen und scharf torquiert worden. Daher denn deren Bekenntnis und Nennung null und nichtig ist.

Es können aber die Inhaftierten ihre Besagung mit keinem Dinge wahrscheinlich machen, als bloß mit dem Hexentanze. Ob nun zwar einige Gelehrte dafür halten, daß die Hexen zu gewissen Zeiten wahrhaftig und körperlich beieinander kommen, solches wohl auch zuzeiten geschehen mag, so sind doch die Gelehrten insgemein der Meinung, daß öfter teuflische Täuschungen dabei unterlaufen. Luther selbst ist der Meinung gewesen, daß der Teufel den Seinigen solche Zusammenkünfte bloß einbilde. Er sagt: „Der Teufel verwirrt so heftig alle Sinne, daß die armen Menschen schwören, sie sähen, hörten und berührten etwas, was sie gleichwohl nicht sehen, hören und berühren“ . . .“

Die Appellation an den Landesherrn schloß mit den Worten: „Ich suche Schutz bei dem, der von Gott mit Kraft und Heil angelan ist.“

Was tat der Landesvater zu Detmold?

Er verwies ohne ein weiteres Wort die um Hilfe schreiende Unschuld an — den Lemgoer Rat zurück!

In der Verteidigungsschrift für Rottmann deckte der Advokat Kleinsorge mit unwiderleglicher Geistesstärke und schonungsloser Offenheit das ganze schändliche Lügenspiel der „Herren von Lemgo“ bloß.

„ . . und endlich die Tortur! Da schwägen die Gefolterten natürlich nach, was schon die Kinder auf der Straße schwägen, und sie tun es, um die Tortur abzuwenden oder zu stillen. Schweigen sie, so werden sie beschuldigt, als wollten sie damit hinter dem Berge halten. In der Auspressung der Namen ist man unersättlich.

Die Erfahrung hat gelehrt, wenn erst bekannt und unter die Leute gebracht ist, so wird von allen Gefolterten auf dieselben bekannt, besonders natürlich auf die bereits in Haft Sitzenden! Daher nun naturgemäß alle auf Rottmann bekennen.

Die Torturherren, ungelehrte und in der Sache unerfahrene Leute, wissen in der Tortur kein Maß zu halten. Denn, hätten sie das rechtmäßig zulässige Maß nicht überschritten, wäre wohl öfters geschehen, daß einer, ob er auch schuldig, die Folter aushielte, was aber zu Lemgo noch nicht erlebt wurde. Abschlag hat den Direktoren öffentlich ins Gesicht gesagt, er sei sechs Stunden gepeinigt. Also: sind sie unschuldig, lügen sie über sich und andre. Sind sie schuldig, lügen sie wie ihr Vater und Meister, der leidige Satan.

Die Direktoren rühmen sich, weil nun alle Gefolterten übereinstimmend von Rottmann als Hexenkommandanten, an Abschlags Stelle, aussagen, und tun sich groß mit diesem Beweise, da sie doch elendig und erbärmlich mit lauter Lügen abgespeist werden.

Die Konfrontationen sind alle nichts wert. Sie bestehen darin, daß böse Leute einem unschuldigen Menschen die Bosheit gleichsam ins Gesicht speien. Damit soll dann die Sache erledigt sein. Anstatt den sich schuldig Bekennenden ernstlich zur Wahrheit mit allen Umständen zu ermahnen, wird er animiert durch Drohung, Zwang, Versprechung, das Herausgefolterte dem andern ins Gesicht zu sagen und davon nicht zu weichen. So hat auch bei Rottmann der Sohn beim Hereintreten selber gehört, wie Kuckuck zu der Dohmschen sagte: „Nu segget so un bliewet beständig dable!“

Wenn dann die Weiber ihr Geständnis herleiern, da lacht man, da geht es recht zu. Wie aber Rottmann die Leute näher befragen wollte, da hat man's nicht zugegeben, damit sie sich ja nicht verredeten. Da hieß es: „Halt! Halt! Genug!“ Und damit

Hals über Kopf davon. Bei der Schönstafeschen zum Exempel hat man Rottmann, da er sie näher wegen des Ehebruchs befragen wollte, den sie mit ihm begangen haben sollte, den Rock entzweigerissen und beinahe die Treppe hinabgestürzt, und Ruckuck hat geschrien, das wäre keine Manier.

Hinterher heißt es dann: sie haben sich nicht verantworten können, sondern sind verstummt. Ja, die Gefolterten haben gesagt: „Wenn Euch geschieht wie mir, so sollt Ihr's auch wohl sagen.“

Es ist ein ganz schreckliches und unerhörtes Prozedieren, davor sich die ganze Welt entsetzen sollte.“

Die Lemgoer Herrenrichter gerieten über Kleinsorges Verteidigungsschrift, die in Wahrheit eine feurige Anklage wider die Richter war, in äußerste Wut und schickten sie dem Eingekerkerten ins Gefängnis zurück. Der warf sie aus dem Fenster auf die Gasse, worüber seine Todfeinde noch mehr ergrimten. Aber der Fiskalis — in Wirklichkeit nur das Sprachrohr des Rats — mußte sie dennoch weitergeben. Er tobt gegen den „otterngiftigen Styl“ und fragt, ob man einen Totschläger, Ehebrecher und Zauberer für einen tugendhaften Biedermann hinstellen könne.

Ihm ist also „beschuldigt“ soviel wie „schuldig“!

Der Advokat habe nicht verteidigt, sondern die Direktoren des Prozesses geschmäht. Gegen vorgesezte Obere aber habe man sich der Bescheidenheit zu befleißigen, ansonsten der gebührende Respekt verkleinert werde.

Und was sagte die Detmolder Kanzlei zu Kleinsorges furchtbaren, unwiderleglichen Anklagen?

Sie verfügte zwanzig Goldgulden Strafe wegen „verkleinerlicher Anzifungen“. Das war ihre ganze Antwort.

Begnadigung, die was einbringt

Strafgelder konnte man in Detmold überhaupt immer gut gebrauchen.

Vor drei Jahren hatte die gräfliche Regierung dem Lemgoer Räte, der aus der „Begnadigung“ zum Schwerte eine Menge Geld zog, klargemacht, das hohe Recht der Gnade stehe allein

dem Landesherrn zu, nicht aber einem Räte, der aus Untertanen bestehe.

Die Lemgoer ließen es nicht auf einen Rechtsstreit ankommen. Sie fraßen ihren Grimm in sich hinein und gehorchten.

Früher waren die Hexen und Hexer stets — nach dem Buchstaben des Gesetzes — bei lebendigem Leibe verbrannt worden. Das war zwar immer ein prachtvoll aufregendes Schauspiel, verursachte aber unangenehme Kosten. Wir haben noch die Rechnungen. Zum Verbrennen einer Hexe benötigte man gewöhnlich drei Fuder trockenes Holz zum Preise von fünf bis neun Talern, dazu drei Tonnen Teer für achtzehn Mariengroschen, für zwölf Groschen Stroh, für ein Pfund Pulver acht, für eine Leiter sechs Groschen, für Forken und Feuerhaken achtzehn Groschen. Das alles konnte man sparen, wenn man „Gnade“ übte. Diese Gnade mußte füglich bezahlt werden. Das Schwert kostete hundert bis zweihundert Taler. Bei armen Leuten tat man's auch billiger. Wer kein Bargeld hatte, mußte etwa ein Haus oder einen Garten abtreten, den dann die Direktoren in eigene Verwaltung zu nehmen pflegten.

Warum also sollte man die armen Sünder brennen lassen? Das Schwert war doch viel humaner. So ist bei den letzten Lemgoer Hexenverfolgungen niemals mehr eine Hexe verbrannt worden.

Und all das schöne Geld ging nun in die Detmolder Kassen!

Ein Pasquill — wer ist der Verfasser?

An einem Sonntag im Februar jenes schreckenvollen Jahres 1666 wurde von den Kanzeln des Landes auf Befehl Seiner Hochgräflichen Gnaden verkündet, am letzten Tage des verwichenen Jahres habe sich auf dem Schlagbaum des Brauer Schlosses ein Schriftstück vorgefunden, das an den Landesherrn gerichtet gewesen sei. Es sei ein schändliches Pasquill, darin ein schmählicher Mensch sich unterstanden, hohe Obrigkeiten des Landes, zu Lemgo und Detmold, gröblich zu diffamieren.

Jedermann werde aufgefordert, nach dem Täter zu forschen. Wer ihn verhehle, werde an Gut, Freiheit, Leib und Leben gestraft werden.

Das Pasquill ist überschrieben: „Helfrecht, den 30. Dez. 1665“, der Verfasser nennt sich „Justus Freiwort“. Er macht diesem Namen Ehre. In einem „einfältigen Diskurs“ unterhalten sich Jasper und Kasper über den Lemgoer Hexenprozeß. Jasper meint, der Lemgoische Ruckuck müsse als ehemals bester Freund und Schuldner der Bündelschen selber ein Hexer sein. Kasper aber beruhigt ihn. Dem Manne stünden so viele tüchtige Leumundszeugen zur Verfügung, daß ihm nichts geschehen könne. Und dann erfahren wir, daß nicht allein Cothmann einer Hexe Sohn sei, von der er ohne Zweifel das „gute Zeugen“ — d. h. Meineide schwören — gelernt habe, sondern daß auch Berners und Kerkmanns Mütter als Hexen justifiziert seien. Dem Sekretär wird der, gewiß begründete, Vorwurf gemacht, daß er seine Protokolle fälsche. Im übrigen redeten, schreibt der Pasquillant, die Herren höchst verächtlich voneinander. Nur wenn sie — auf Kosten der Delinquenten — beim Wein zusammensaßen, herrsche die schönste Einigkeit unter ihnen.

Das hoshafte, aber witzige Pasquill schließt mit einigen Fragen, die besonders den Kanzler Tilhen erboßen mußten.

„Warum verteidigt der Kanzler seine Getreuen aufs äußerste?

Zu was Ende ist der Hexenprozeß zu Lemgo angefangen?“

Die Antwort müßte lauten: weil der Sturz seiner Freunde und Verwandten auch ihn selber gefährden mußte und man durch den Hexenprozeß die gegnerische Partei am gründlichsten mundtot machen konnte.

Wer war der Verfasser des Pasquills?

Offenbar wußte er um das Treiben der Lemgoer Machthaber genau Bescheid, scheußlich genau. Und er hatte einen Weg gefunden — den einzig möglichen, wie die Dinge lagen —, seine Wissenschaft an das Ohr des Landesherrn gelangen zu lassen.

Was bekam Seine Gnaden da zu lesen? Wie würde es wirken? Würde er, so sehr er auch in allem seinem Kanzler und seinem Landdrosten zu folgen pflegte, nicht doch endlich aufhören und eine Untersuchung verfügen?

Freilich, der gute Herr hatte gerade damals Wichtigeres zu tun. Nach dem jüngst erfolgten Tode seiner ersten Gemahlin nahm er, fünfzigjährig, ohne nur das Trauerjahr abzuwarten,

Ende Februar eine neue Ehegenossin, seine Kusine Amalie zu Lippe-Brake.

Die Herren von Lemgo spuckten Gift und Galle. Man mußte den Kerl fassen. Er mußte ja in dem kleinen Kreise der Rottmann, Koch, Kleinsorge, Sprute, Grabbe zu finden sein. So niederträchtig gewandt und überlegen witzig konnten in der Stadt doch nur ganz wenige Menschen schreiben.

Vor allem galt es, so viele und schwerwiegende „Beklassungen“ zu beschaffen, daß man erwarten durfte, daraufhin von einer Juristenfakultät die Erlaubnis zur Folter zu bekommen. Zunächst nahm man den Pastor Koch ohne weiteres fest.

Nun hatte man aber bislang aus allen Gefolterten nichts weiter über den Mann herauspressen können, als daß er am Nachttanz teilgenommen habe. Dies allein erschien bei einem solchen Manne nicht hinreichend. Die Beweiskraft des Hexentanzes war ohnehin bei etlichen Fakultäten erschüttert. Zum großen Schmerz der Hexenvertilger zu Lemgo und anderswo.

Man mußte also anderweitige „Indicia“ finden. Aber wie das hier machen? Der Prediger hatte ein so sittenstrenges Leben geführt, daß es bisher keiner „Hexe“ eingefallen war, ihn irgendeines Vergehens — vom Hexentanz abgesehen — zu zeihen.

Da fiel den Herren von Lemgo das böseste Klatfchmaul der Stadt ein, die Badesche. Die würde schon etwas „wissen“, war sie doch auch als Frau des alten Rüstlers zu Sankt Nikolai mit dem Prediger Koch öfter aneinandergeraten. Auch sie würde aber ohne den Folterzwang bei einer einfachen Vernehmung schwerlich erfinderisch genug sein.

Also wurde sie kurzerhand zur Hexe gemacht. Bei den Hunderten von Namen, die im „Schwarzen Buche“ standen, war auch ihr Name einige Male aufgezeichnet. Natürlich erschrak sie zu Tode, als sie geholt wurde, und beteuerte heulend ihre Unschuld. Aber schon die sogenannte „Territion“ — die Bedrohung mit der Folter — genügte, sie zum Geständnis zu bringen. Und da sie nun doch einmal sterben muß, ist es ihr eine teuflische Lust, ihren ehemaligen Prediger aufs schändlichste zu verleumden. Sie habe gesehen, wie er mit der Bändelschen Unzucht getrieben.

Auch mit ihr selber habe er Unzucht getrieben, wie auch Rottmann getan. Hinter Groten Hof auf dem Schweinestalle habe Herr Andreas gepredigt, habe auch Schweine-Bernds Tochter mit einem dicken Kerl, so ihr Buhle gewesen, kopuliert. Mit Rottmann zusammen habe sie Magister Kempers Kind vergiftet. Und so fort.

Die stinkenden Lügen dieses gemeinen Weibstücks, das sich selber und andere besudelte, galten den Deputierten als gewichtige Zeugnisse gegen hochachtbare Bürger wie Koch und Rottmann.

Daß aber auch eine deutsche Universität sich fand — es war Gießen —, die daraufhin den Lemgoern die heißersehnte Erlaubnis zur „peinlichen Frage“ gab, erscheint uns unfassbar. Und wenn von katholischen Gelehrten behauptet wird, nicht die Theologen, sondern die Juristen hätten die unglückseligen Weiber auf den Scheiterhaufen gebracht, so liegt darin ohne Zweifel ein Stück Wahrheit. Freilich nur ein Stück, nicht die ganze!

Die Herren von Lemgo triumphierten. Mit Ekel vor so abgründiger Heuchelei lesen wir in dem Botum, „die Herren des Geschworenen Rats könnten anders nicht, denn vermöge solcher Information dasjenige verrichten, was zusehends zu geschehen, und also mit der Tortur wider den ehemaligen Prediger Andreas Koch zu verfahren, wünschend, daß der allmächtige Gott dazu seine Gnade verleihen wolle, damit er zur Buße kommen möge“.

Die verhinderte Konfrontation

Der Prediger Koch, von Natur schwächlichen Leibes und durch die Erlebnisse der letzten Monate vollends zermürbt, widersteht der Folter nicht. Da man ihn nicht eher losläßt, nennt er die Gebrüder Kleinsorge als Verfasser des Pasquills. Ihr Diener, der junge Gerd Göhring, habe es auf den Schlagbaum gelegt.

Am anderen Tage widerruft er das Geständnis, läßt aber durch seine Frau den Kleinsorgen bestellen, er werde, wenn er ein Glied seines Leibes unzerissen behalten wolle, schließlich doch seine unwahre Aussage wegen des Pasquills wiederholen

müssen. Sie möchten das doch seine Frau und Kinder nicht entgelten lassen.

Drei Tage danach werden die Brüder Kleinsorge verhaftet.

Sie protestieren nachdrücklichst gegen solche Injustiz.

Dietrich Adolf ruft, da sie vor dem versammelten Rat stehen, unerschrocken und mit scharfer Stimme: „Ich verlange, daß noch heute morgen ein Schreiben nach dem Kanzler Tilhen überbracht wird, das ich jezt sofort abfassen werde. Denkt nicht, ihr Herren, daß ihr mit den Söhnen des Bürgermeisters Kleinsorge so umspringen könnt wie mit den alten Betteln, die ihr alle Tage aus dem Brüdernkloster auf die Marterbank schleppt!“

Man wagte nicht, diese Bitte abzuschlagen. Gleichwohl blieben die Brüder in Haft, freilich in anständiger Haft. Sie durften sich Speise und Trank aus ihrem Hause holen lassen, das dem Rathhaus gerade gegenüber lag.

Schlimmer erging es ihrem Diener Gerd, der ohne weiteres in ein stinkendes, unterirdisches Loch unter einem der Mauertürme geworfen wurde.

Der Bürgermeister Kleinsorge wandte sich noch am gleichen Tage an den Grafen selber mit der Bitte um Freilassung seiner Söhne und seines Dieners. Diese wußten sich, schreibt er, wegen des ihnen imputierten Pasquills gottlob gänzlich frei.

Als Kaution für die Freilassung biete er seine sämtlichen Güter an.

Die Antwort lautete, das Gesuch werde noch abgeschlagen. Warum noch? Man hatte die Absicht, zunächst „zur Ehre Gottes“ und „von Rechts wegen“ zwei Leute beiseitezuschaffen, die beide den Dietrich Adolf Kleinsorge als geschickten und kühnen Verteidiger zur Seite hatten. Also mußte der auf jeden Fall zunächst für einige Zeit mundtot gemacht werden — wenn man ihn, was immerhin ungewiß war, nicht ganz tot machen konnte.

Die Kleinsorgen wußten von dem erfolgten Geständnis des Predigers. Sie waren gewiß, daß man aus dem Manne auch die Behauptung herausfoltern würde, sie, die Kleinsorgen, wären die Verfasser des Pasquills. Das konnte für sie tödlich werden. Sie richteten daher ein Gesuch an den Rat, man möge sie dem Prediger gegenüberstellen, damit die Wahrheit über ihre Unschuld ans Licht käme. Jedenfalls möge man die Exekution bis

nach dieser Konfrontation aufschieben. Das war am Donnerstag vor Pfingsten.

Den Brüdern Kleinsorge wurde die Erfüllung ihrer Bitte zugesagt. Der Prediger werde vor Pfingsten nicht justifiziert werden.

Aber die Herren von Lemgo brachen ihr gegebenes Wort. Es war ihnen doch nicht so ganz sicher, daß der Prediger, Auge in Auge dem Dietrich Adolf Kleinsorge gegenübergestellt, bei jenem famosen Geständnis bleiben werde, das man zur Beseitigung der gefährlichsten von allen Gegnern, eben der Kleinsorgen, so notwendig brauchte.

Am Tage vor dem heiligen Pfingstfeste, am 2. Juni des Jahres 1666, in aller Morgenfrühe um vier Uhr, ehe noch die Bürger der Stadt aus ihren gewiß oft schreckhaften Träumen erwacht waren, trugen die beiden Gefängniswärter den Prediger Andreas Koch die schmale Stiege des Regenturms herab. Die Folter hatte ihn so zugerichtet, daß er weder stehen noch gehen konnte.

Unter dem Tor, an ungewohntem Orte, zu ungewohnter Stunde, ohne ordnungsgemäßes öffentliches Gericht, in schuld- bewußter Eile, daß niemand Zeuge sei des schändlichen Justiz- mordes, schlug man dem langjährigen, frommen Prediger an der Nikolaiirche als „geständigem Zauberer“ den Kopf ab.

Soviel ich weiß, ist Andreas Koch der einzige evangelische Prediger, der der Hexenverfolgung in Deutschland zum Opfer fiel — ein Märtyrer der Menschlichkeit und des Rechts.

Tortur „im Namen Gottes“

Der Kaufmann Rottmann hatte in Dietrich Adolf Kleinsorge einen hervorragend tüchtigen Verteidiger gefunden. Aber der saß nun gefangen.

Gleichwohl taten seine scharfsinnigen Verteidigungsartikelf — in Wahrheit Anklagen wider die Lemgoer Richter — weiter ihre Wirkung. Rottmanns Schwiegersohn Blinde, zugleich sein Prokurator, hatte auf alles acht. Die Herren von Lemgo wurden unruhig.

Des Kanzlers Tilhen freilich war man sicher. Er war der Kleinsorgen Todfeind. Warum eigentlich, das blieb dem alten Kleinsorge, der in früheren schweren Kriegsjahren mit Tilhen in bestem Einvernehmen gestanden, zeitlebens unbegreiflich. Alles, was des Kanzlers Schwiegersohn Dr. Wippermann, seit kurzem Syndikus der Stadt Lemgo, tat, war gut und recht.

Gefährlich werden konnte nur der Landdrost von Donop, der oberste Diener des Landesherrn und in Wahrheit des Landes Beherrscher. Wenn's dem zu toll wurde und ein Skandal drohte, konnte er den Lemgoern sehr unangenehm werden. Und daß die unerhörten Justizmethoden der Lemgoer Hexenrichter weit und breit in der Grafschaft und weit darüber hinaus Aufsehen erregten, versteht sich von selbst.

So beschloßen die Herren vom Rat, jene überaus sorgfältige und beweiskräftige Verteidigungsschrift Kleinsorges, die an den Landdrosten gerichtet war, kurzerhand zu unterschlagen. Der Lemgoer Fiskalis entschied auf Antrag des Rats, solche in großer Menge und Unordnung übergebenen „vermeintlichen Verteidigungsschriften“ seien bloß zur Konfusion des angestellten Prozesses anzusehen und also nicht weiterzugeben. Immerhin sollten sie durchgesehen werden.

Andern Tags begann Burschäper, einer der beiden Wächter Rottmanns, mit dem nun schon fünf Monate lang Eingekerkerten und von stetiger Todesangst Gepeinigten ein Gespräch.

„Ich wollte wohl von diesem Turm wegkommen“, meinte er. Rottmann hob den Kopf.

„Wie sollte das wohl angehen?“

„Oh, man könnte die Tür aus den Riegeln werfen oder auch die Mauer neben dem Schießloch aufstoßen und über den Wall entinnen.“

Der Gefangene, dem ein Fünkeln Hoffnung erglomm, schwieg eine Weile. Dann nahm er sich ein Herz.

„Burschäper, könntet Ihr mir helfen, beim allmächtigen Gott, ich wollte Euch dankbar sein.“

„Was wollt Ihr mir geben? Gebt Ihr mir fünfzig Taler, so will ich Euch wohl helfen“, erwiderte der Wächter schnell, so schnell, daß es dem Gefangenen, wäre er bei ruhiger Besinnung gewesen, hätte auffallen müssen.

Am nächsten Tage winkte der andere Wächter, Gerd Bödeler, vom Walle zum Turm herüber. Burschäper möge ihm helfen, ihm seien Immen weggeflogen. Burschäper holte einen Immenkorb, und auch Rottmann half bei dem Wiedereinfangen des Bienen-schwarms.

Dabei bemerkte Rottmann, daß der Wächter ihn scharf und sichtlich bewegt ansah, und er fragte ihn, was das bedeute.

Der andere antwortete darauf: „Ach, mich jammert Euer. Meine Frau hat mir heute morgen berichtet, daß unsere Herren sich gar lustig erzeigt. Herr Andreas hätte viel von Euch offenbart, daß sie Euch nach Pfingsten wohl angreifen würden.“

Rottmann erschrak zu Tode und zitterte und klagte so sehr, daß Burschäper ihn tröstete und hernach, da sie in den Turm zurückgingen, auf jene Rede vom Losbrechen zurückkam. Wenn Rottmann ihm mit Unterschrift und Namen zusichere, was er gestern versprochen habe, so wollten sie das Werk gemeinsam angreifen.

„Aber ich habe nicht Tinte noch Papier“, meinte der Gefangene. Aber der Wächter wußte Rat.

„Ein Stück Papier habe ich zur Hand. An Stelle der Tinte könntet Ihr ja aus Eurem Finger Blut ziehen.“

So geschah's. Und der Kaufmann schrieb dem Wächter mit seinem Blute eine regelrechte Obligation auf fünfzig Reichstaler.

Am Pfingstsonnabend vernahm Rottmann, was in der Frühe des Tages Herrn Andreas noch geschehen sei.

Als nun am Nachmittage, wie alle Tage, seine Magd kam, dem Gefangenen Speise zu bringen, befahl er ihr, noch am selbigen Abend ihm ein derbes Bettlaken hereinzureichen. Dies Laken zerriß der Gefangene am Abend des Pfingstsonntags in mehrere Streifen, die er zu einem Seil zusammenknüpfte.

In der Nacht ging Burschäper mit seinem Gefangenen ans Werk der Befreiung. Dazu mußten die Steine der dicken Mauer neben dem Schießloch gelockert werden.

Rottmann fragte besorgt, ob denn der andere Wächter, Bödeler, nichts merken werde. Burschäper beruhigte ihn. Der wisse um die Sache. Er habe ihm ein Stück Schweigegeld versprochen. Dafür schlafe er jetzt und höre nichts.

Während der Wächter sich an dem Mauerwerk abmühte, schien ihn plötzliche Reue anzuwandeln.

„Was tue ich“, klagte er, „mein armes Weib! Meine Kinder! Meine Frau geht grob schwanger. Wie wird diese Sache für mich ablaufen!“

Rottmann suchte ihn zu trösten.

„Darum seid ganz ruhig! Ich verspreche Euch bei Gott dem Allwissenden: sollte denn eine Tochter geboren werden, so soll meine Frau Gevatterin sein. Und da es ein Knabe ist, soll mein Sohn Franz Gevatter sein. Ihr werdet von mir und meinem Hause nicht verlassen werden. Des könnt Ihr gewiß sein.“

Der Wächter schien beruhigt. Er arbeitete weiter. Bald waren die Steine in den Graben hinabgestoßen. Das Lakenseil wurde oben befestigt; Rottmann, einst von starkem Leibesumfang, hatte in der halbjährigen Gefangenschaft an Gewicht bedeutend verloren. So würde der kräftige Wächter um so weniger Mühe haben, ihn herabzulassen. Es war nicht tief bis zum Wallgraben, der fast ausgetrocknet war.

Rottmann kletterte in der Dunkelheit tastend auf die Mauer. Da hörte er mit Schrecken unten im Turm Männerstimmen.

Es waren die Ratsdiener. Vom Wächter Bödeker benachrichtigt, standen sie längst bereit und griffen im rechten Augenblick zu. Der Ertappte wurde auf das Regenstor gebracht, wo bis vor wenigen Tagen der Prediger gesessen.

Ein schurkisches Spiel war mit ihm gespielt worden, und der Wächter Burschäper hatte die Rolle, die ihm von den Deputierten des Prozesses zugeteilt war, gut durchgeführt. Er wurde, damit kein Verdacht aufkomme, mit einer geringen Strafe belegt, die ihm aber — wie später bekannt wurde — hinterher doppelt zurückerstattet worden ist.

Jetzt hatten die Herren von Lemgo einen herrlichen Vorwand, das Verfahren gegen den gefährlichen Ausbrecher, der brave Stadtdiener zum Verbrechen verführen konnte, abzukürzen.

Noch versuchte man, ihn durch Einschüchterung zum „freiwilligen“ Geständnis zu bringen. Man hielt ihm das Beispiel des Predigers vor, der sich so hoch verwünscht habe und doch des Zaubereifers schuldig gewesen. Der sei „durch Gottes

H ü l f e“ — so steht's im Protokoll, es müßte freilich heißen „des Henkers“ — zum wahren Bekenntnis gekommen. Koch habe auch von ihm, Rottmann, vielerlei Dinge bekannt. Er möge auch seines eigenen Leibes schonen. Sonst müsse ein anderes erfolgen.

Als Rottmann auch durch diese brutalen Drohungen sich nicht zu einem lügenhaften Bekenntnis nie begangener Frevel nötigen ließ, beschloß der Rat auf Anraten des Dr. Wippermann, „mit der Tortur gegen Rottmann im Namen Gottes zu verfahren“.

Am Morgen nach der Folter fand man ihn tot im Gefängnis. Er hatte sich mit einem Messer erstochen.

Die Kleinjorgen

Cothmanns Methoden bewährten sich. Zwei kritische Stimmen waren für immer zum Verstummen gebracht. Die gefährlichsten Gegner aber lebten noch und schwiegen nicht. Auch durch die zahlreichen, zumeist im Dunkel der Nacht durchgeführten Verhaftungen, Folterungen und Hinrichtungen ließen sie sich nicht einschüchtern, die Verwegenen.

Die Seele des Widerstandes gegen das herrschende Schandregiment der Stadt war das Haus Kleinjorge, der Vater und seine beiden Söhne Dietrich Adolf und Heinrich Balthasar. Der damals achtundsechzigjährige Vater hatte der Stadt fast vierzig Jahre lang bald im Alten-, bald im Geschworenenrat treu gedient. Seine lautere Amtsführung war unantastbar gewesen. Doch konnten etliche Fromme ihm nicht verzeihen, daß er so gar keinen Eifer in der Ausrottung der bösen Hexen und Hexer gezeigt hatte.

Sein ältester Sohn Dietrich Adolf, zweiundvierzigjährig und zeitlebens unvermählt, war ein hervorragender Rechtskundiger, klug und tatkräftig und damals ein wahrer Hort aller Verfolgten. Er war der eigentliche Gegenspieler Cothmanns, nur daß die Waffen allzu ungleich verteilt waren: Cothmann hatte die Macht, er nur das Recht.

Hätten die Bürger ihn anstatt Cothmanns zu ihrem Oberhaupt gewählt — wozu er wahrhaftig bessere Eignung besaß als

jener, ja als irgendein Mensch in der Stadt —, so hätte es keine Hexenverfolgung mehr gegeben und die arme Stadt wäre nicht in einem Strom von Blut und Tränen erstickt.

Damals saß er samt seinem jüngeren, sechsundzwanzigjährigen, ebenfalls hochgeheiraten, weitgereisten und leidenschaftlichen Bruder in Haft unter dem Verdacht, das Pasquill verfaßt zu haben. Außerdem waren die Brüder wie auch ihre Eltern von zahlreichen Hexen als ihre Genossen beklafft worden.

Jetzt mußte es gelingen, die gefährlichen Widersacher zu erledigen. Und Ruckuck trompetete laut durch die Gassen und Aneipen: „Die Kleinsorgen müssen kaputt gemacht werden!“

Man gedachte sich dazu des Gerd Göhring zu bedienen, der mit den Brüdern Kleinsorge zugleich verhaftet war. Gerd war seit fünf Jahren im Hause der Kleinsorgen als ihr Famulus tätig. Sie hatten ihn, den Sohn eines Handwerkers, zur Lateinschule gehen lassen, und er erwies sich schon jetzt mit seinen siebzehn Jahren als ein gescheiter und brauchbarer Bursche.

Zu ihm, der im Bollwerk saß, begaben sich Cothmann und Dr. Wippermann nebst mehreren Herren vom Rat. Wahrscheinlich wollte man schon durch den feierlichen Aufzug den Jungen einschüchtern.

Cothmann machte ihm zunächst klar, warum man ihn gefangengesetzt habe, nämlich weil er das Pasquill, das die Kleinsorgen in ihrer Studierstube gemacht hätten, weggetragen und auf den Schlagbaum gelegt habe.

Gerd erwiderte, er habe das Pasquill weder weggetragen noch überhaupt die geringste Kenntnis davon.

Cothmann belehrte ihn darauf, die Kleinsorgen hätten es gemacht. Und er solle das nur zugeben. Falls er ihm hierin willfahren würde, so wolle er, Cothmann, ihn bei dem Kanzler dergestalt empfehlen, daß er zunächst zu dessen Handlanger, hernach zum Kanzlisten werden und so fort zu höheren Dingen gelangen solle.

Der Junge errötete vor Scham und Zorn. Seine Antwort, die wir aus einem Briefe von ihm selber kennen, war: „Wenn er denn solle ja sagen und die Kleinsorgen dennoch in der Tat unschuldig wären, so täte er ja bei den Kleinsorgen, wie Judas bei seinem Meister Christo getan hätte.“

Darauf antwortete Cothmann, er, Göhring, solle und müsse doch ja sagen. Sie hätten einen Mann, der hieße Meister David, der solle ihn solches wohl lehren.

Dem jungen Menschen mag bei diesen Worten das Herz gezittert haben. Zum falschen Zeugnis hat ihn die niederträchtige Drohung nicht verleiten können. Und ihn ohne weiteres auf die Folter zu spannen, wagten die Deputierten denn doch nicht.

Auch erwies sich das Ansehen des alten Kleinsorge beim Grafen Hermann Adolf als so stark, daß seiner Bitte um Freilassung der verhafteten Söhne entsprochen wurde. Sie kamen los, durften aber das väterliche Haus nicht verlassen und mußten sich der Gräflichen Kanzlei in Detmold auf Anfordern persönlich stellen.

Nachdem sie siebenzehn Wochen teils im Rathaus, teils im Hausarrest zugebracht hatten, wandten sie sich an den Landesherrn mit der dringlichen Bitte um Aufhebung des Hausarrests. „Was können Euer Gnaden für Nutzen und Vorteil davon haben“, schrieben sie, „daß wir, dero gehorsamste Knechte, als Arrestierte in Lemgo auf der Bärenhaut liegen müssen und unserer Geschäfte halber nicht einen Fuß aus der Stadt setzen dürfen? Etwa darum, daß wir auf Erfordern sogleich nach Detmold kommen können? Wollte Gott, uns widerführe nur das Glück, vor Euer Gnaden gefordert zu werden. Wir wollten wahrlich nicht ausbleiben, sondern dermaßen untertänigen Bericht tun, daß Euer Gnaden mit Händen greifen würden, was für großen Tort und Unrecht wir auf Getrieb unserer grausamen Feinde leiden müssen . . .“

Der damals erkrankte Landesherr bekam dies Schreiben wohl nie zu Gesicht. Drei Wochen danach, am 10. Oktober, starb er. Am andern Tage kam die Antwort, vom Kanzler Tilhen unterschrieben, also natürlich ablehnend.

Erst nach Monaten erlangten sie Aufhebung des Hausarrests.

„Wir müssen noch vierzehn weg haben . . .“

Die Hexenausrottung in der Stadt ging weiter. Man brauchte Zeugnisse wider die Kleinsorgen, die mit dem alten Landesherrn einen milden Beschützer verloren hatten. Unter dem neuen

Herrn, der noch nicht einmal volljährig war, mußte es endlich gelingen, die Verhafteten zu vernichten.

Raum eine einzige Woche verging in jenem Sommer, in der nicht auf dem Marktplatz das schwarze Gerüst aufgeschlagen wurde, darauf in grauig-eintöniger Wiederholung immer die gleiche Lügenkomödie gespielt wurde, bei welcher neben dem peinlich Angeklagten der Fiskalis, der herrschaftliche Richter und der Fronbote die Hauptrollen zu spielen schienen, während sie in Wahrheit Marionetten waren, die tanzen mußten nach der Melodie der Torturherren. Diese hatten vorher durch Folter und nachfolgendes „gutwilliges“ Geständnis der armen Opfer für den glatten Verlauf der öffentlichen Gerichtskomödie aufs beste gesorgt.

Mit tonloser Stimme fiel nach jeder Frage — so gut war die Komödie eingeübt — das verlangte Ja des Schuldbekenntnisses. Dann konnte inmitten eines schaulustigen Volkshaufens die Fahrt der Hexe auf dem Rumpelkarren und der hochmögenden Deputierten in der bequemen Kutsche losgehen. Zum Ostertor hinaus, zur Sandkule.

Dennoch ging es nicht immer programmgemäß. Eine Frau, die Riddersche, bekannte sich zwar als eine Sünderin, schrie aber auf der Richtstätte dreimal über das unschuldige Blut, das hier vergossen werden sollte. Sie sei keine Zauberin. Der gräßliche Richter wollte sie daraufhin nicht verdammen. Cothmann aber lehrte sich nicht daran und gab Meister David einen herrischen Wink. Der brachte die Schreiende schnell zum Schweigen.

Wenn wir die Urkunden jener grauenvollen Hexenzeit durchsehen, so müßten wir an allem Guten und Gesunden der deutschen Volksseele schier verzweifeln, fände sich nirgends ein Widerspruch gegen das Ungeheuerliche, was da — schließlich doch unter der Verantwortung eines aus vierundzwanzig Männern bestehenden Rats — verübt wurde.

In der Tat fehlte es nicht an Widerspruch. Einige Ratsherren, besonders Grote, Rullmann und Dierking, beschwerten sich darüber, daß der Siegelherr Ruckuck und Cothmann den ganzen Hexenprozeß an sich rissen. Der Prozeß gehöre vor den gesamten Rat. Bei der Folter seien immer nur ganz wenige von den Herren zugegen, und Cothmann und Ruckuck bearbeiteten

die Eingekerkerten stets allein, ehe die Beißiger Grote und Rullmann zugezogen würden. Niemand erfahre, auf welche Art die Leute gefragt würden. Wenn jemand in den Prozeß gezogen werden solle, so habe darüber nicht bloß, wie es jetzt geschehe, Cothmann und Kuduck zu bestimmen, sondern der gesamte Rat.

Ohnehin sei die Stadt wegen ihrer Hexenverfolgung bereits in der ganzen Welt übel beschrien.

Laut rief der Kämmerer und Bäckermeister Dierking: „Wir haben mitzureden! Wir sind Menschen und keine Kumpfköpfe!“

Das gab böses Blut bei den Torturherren.

Ein andermal, als Kuduck bei der Beratung verkündete, sie wollten wieder „einen Angriff tun“, widersprachen Rullmann und Grote mit Nachdruck. Auf die Denunziationen sei nichts zu geben. Denn die geschähen meist aus persönlichem Haß. Die Stadt werde nur immer noch mehr beschimpft und ruiniert durch den Prozeß.

Darauf gab Kuduck die denkwürdige Antwort: „Wir müssen noch vierzehn Personen weghaben, ehe wir aufhören. Sonst kriegen wir selbst einen Prozeß auf den Hals.“

Dies Wort des Schurken, der zugleich ein Tölpel war, ist der zwingende Beweis dafür, daß jene lemgoische Hexenverfolgung nichts war als ein politischer Machtkampf. Dabei benutzten die ungetreuen Machthaber den Hexenprozeß als wirksamste Waffe gegen ihre Kritiker. Sie waren Nutznießer des Hexenwahns und Dämonenglaubens, den sie keineswegs teilten, aber im Volke peinlich pflegten, weil sie ihn zur Sicherung ihrer Machtstellung brauchten.

Jenes unbedachte Wort des Rats Herrn Hilmar Kuduck, der die franken oder toten Bürgermeister vertrat, beleuchtet wie ein greller Scheinwerfer die wahren Hintergründe der Lemgoer Hexenverfolgung, die ohne Zweifel auch die Hintergründe und Ursachen zahlreicher anderer Hexenverfolgungen in deutschen Landen waren.

Der grauenhafte und so unsäglich dumme Hexen- und Dämonenglaube — d. h. der Glaube daran, daß böse Menschen sich mit dem Teufel oder seinen Dämonen geschlechtlich vermischten

und damit fähig würden, Übernatürliches zu leisten und Krankheit, Tod, Mißwachs, böses Wetter ihren Mitmenschen zuzufügen — dieser Glaube war damals in weiten Kreisen unseres Volkes bereits stark erschüttert. Mit Schmerz und Entrüstung vernahm die Herzogin Sophie von Braunschweig, die spätere Kurfürstin von Hannover, von dem greulichen Treiben der Hexenrichter gerade in ihrer evangelischen Nachbarschaft, in Minden und besonders in Lemgo. Im Zeitalter eines Hobbes, Descartes, Spinoza, Leibniz — unter Christenmenschen ein Teufelsglaube, wie er nicht blödsinniger, gemeiner, greulicher bei den dämonengläubigen Südseeinsulanern vorkommen konnte! Unfaßbar für jene Frau — und für uns. Schon vor einem Menschenalter, im Jahre 1631, war Friedrich von Spees Kampfschrift gegen den Wahnsinn der Hexenprozesse erschienen — in demselben Rinteln, wo jetzt eine hochgelahrte Juristenfakultät den Methoden menschlicher Richter ihren Segen gab.

In Lemgo erwies sich der Einfluß des Ruckduschen Anhangs als so stark, daß jene beiden kritisierenden Ratsherren Kullmann und Grote aus dem Räte verdrängt wurden. Mit dem festen Dierking gedachte man noch gründlicher fertig zu werden.

Er war von dem Lederhändler Averbek, der als Zauberer verhaftet und auf der Folter verhört wurde, beklagt worden. Ohne Zweifel aus Rache. Averbeks Sohn hatte sich nämlich an Dierkings Tochter herangemacht, anscheinend in ehrlicher Absicht, sie zu ehelichen, war aber von dem Vater Dierking abgewiesen und sogar mit Ohrfeigen traktiert worden. Daher stiftete die schwer gekränkte Mutter Averbek ihren Mann, der ja nun doch einmal verloren war, an, den Dierking als Hexengenossen anzugeben.

Nachdem Cothmann für zwei weitere Beklaffungen gesorgt hatte, forderte er Dierking ohne weiteres auf, sich mit der Ridderschen Konfrontieren zu lassen, die natürlich vorher gehörig vorbereitet war. Auf solche Weise könne er — ehe überhaupt ein Prozeß eröffnet würde — seine Schuldlosigkeit am einfachsten dartun. Dierking, der sofort die tödliche Falle merkte, erklärte sich bereit dazu mit der Bedingung, daß nur die vier Prediger dabei seien, nicht aber Büttel und Deputierte. Cothmann sah

sich durchschaut und wies das Ansinnen des Mannes ärgerlich ab. Es sei wider die Ordnung.

Der Bäckermeister entzog sich der sicheren Verhaftung durch die Flucht, ließ auch seine Familie bald nachkommen. Darauf beschwerte er sich beim Landesherrn über die Lemgoer Räte und Herenrichter. Er sei geflohen nicht aus bösem Gewissen, sondern allein aus Besorgnis vor unrechtmäßiger Gewalt jener bekannten, in der guten Stadt wütenden und tobenden Leute, wovon nunmehr bereits ein halbes Weltgespräch erschollen.

Die Ridderische habe selber zu seiner Frau vor Zeugen geklagt: „Eures Mannes halber sitze ich hier, denn dem wollen sie in die Haare.“ Die Aussagen des Averbek seien stinkende Lügen.

„Ich soll“, schreibt er, „im vergangenen Mittsommer ein Pferd vergiftet haben, das meinem Schwiegervater gehört habe. Davon weiß kein Mensch zu sagen. Mein Schwiegervater, Krop in Bega, ist schon zwei Jahre tot.“

Vor vier Jahren hätte ich ein Kind vergiftet. Das Kind ist aber jetzt erst drei Jahre alt.

Brink hat, wie alle Leute wissen, nur schwer dazu gebracht werden können, auf mich auszusagen. Schließlich hat er gesagt, ich habe ihm einen Bulloksen verkauft und den dann mit ihm zusammen vergiftet. Dabei habe ich ihm nie einen Ochsen verkauft . . .“

Zum Schluß bittet er um freies Geleit, um sich vor einem Gericht — aber nicht dem Lemgoischen — zu rechtfertigen.

Als ihm das abgeschlagen wurde, beschwerte er sich über Lemgo und Detmold beim Reichskammergericht in Speyer. So bekam das oberste Gericht im Reiche gründliche Kenntnis von den übeln Rechtszuständen in der Grafschaft Lippe. Der Rat der Stadt Lemgo wurde zur Rechtfertigung aufgefodert, nicht weniger aber auch die Detmolder Kanzlei. Das war ja empörend! Die hohen Herren tobten. So was war noch nicht dagewesen. Aber Dierking hatte einen scharfsinnigen Advokaten zur Seite. Der ließ nicht locker. Und der Kanzler Tilhen bekam bittere Wahrheiten zu lesen.

„Es ist“, schrieb der Advokat, Herr Ulrich Daniel Ruehorn, „Klage geführt worden über Mißbräuche der Leute, die das

Blutgericht exerzieren. Aber da wollen die hochgräflichen Räte nit dran, sondern waschen vielmehr die Hände in Unschuld. Und wo unschuldig Blut vergossen worden, wollen sie auf andre die Schuld kommen lassen.

Die Lemgoer behaupten, sie hätten die erste Instanz! Als dürfe die hohe Obrigkeit kein Einsichen haben, die doch vielmehr darauf acht haben muß, daß dem unmenschlichen und unchristlichen Blutvergießen, Morden und Brennen gesteuert und der Untertanen Leib und Leben geschont und der betäubten Stadt Lemgo Verderben verhütet werde.

Da also die gräflichen Räte nicht zu dieser Generalinquisition des Lemgoer Prozesses zu bewegen sind, so will der Anwalt solches dieser höchsten Justiz im Heil. Röm. Reich übergeben haben, damit die Inquisition vorgenommen werde, wobei dann die üblen Direktoren des Prozesses an Leib, Hab und Gut zu strafen, oder auch gar dem Rat, der seine Privilegien mißbraucht, dies Recht genommen werde . . .“

Man lieft mit Genugtuung solche Worte. Das sonst so oft gescholtene Reichskammergericht nahm die Sache sehr ernst und nötigte, auf jene Anklagen hin, die Detmolder und Lemgoer zu ausführlicher Rechenschaftsablegung. Über ein Jahrzehnt zog sich der Prozeß hin. Die Lipper hatten viel Ärger und Unkosten, ihr blutiges Handwerk aber wurde ihnen leider nicht gelegt.

Siebenunddreißig Justizmorde in einem Jahr

Die Kleinsorgen „kaputt“ zu machen, blieb das mit ingrimmiger Wut verfolgte Ziel der Lemgoer Machthaber. Am liebsten hätte man sie kurzweg verhaftet und gefoltert. Aber das ging denn doch nicht. Irgendwelche „Indizien“ mußte man haben.

Der Famulus Göhring hatte leider versagt. Sein Vater hatte sich sogar beim Landdrosten beschwert, und man war durch einen Wink des allmächtigen Herrn genötigt worden, ihn laufenzulassen. Aber da war noch ein naher Freund des Kleinsorgeschen Hauses, der Kantor Grabbe von der Nikolaikirche. Er war der Schwager des justifizierten Predigers Koch, ein wichtiger Mann, dessen scharfe Zunge gefürchtet war.

Der wußte gewiß etwas, wenn — woran doch kaum ein Zweifel sein konnte — das Pasquill im Kleinsorgeschen Hause fabriziert war. Auch war er ja wiederholt als Hexer beklafft. Man überlegte also im Rat, wie der Mann am ehesten zum Reden zu bringen sei.

Von diesen Überlegungen hörte Grabbe. Der Kämmerer Grote warnte ihn. Man werde ihm den Prozeß machen. Die Älten seien bereits verschickt. Die Deputierten seien blutdürstige Leute, die keinem eine regelrechte Verteidigung gestatteten. Er rate ihm, sich einstweilen in Sicherheit zu bringen, jedenfalls bis Heiligen-Drei-Könige. Bei einem anders zusammengesetzten Rat werde dann wohl manches sich ändern.

Der Kantor begab sich darauf nach Schwalenberg und klagte der alten, gütigen Gräfin-Mutter, wie er unschuldig verfolgt werde. Sie möge doch bei Seiner Gnaden, dem Landesherrn, ein gutes Wort für ihn einlegen. Die gute Dame entließ ihn mit tröstlichem Zuspruch, hatte aber, wie sich zeigen sollte, bei ihrem Herrn Sohne keinerlei Einfluß.

Die Ratswahl am Dreikönigstage schlug alle Hoffnungen zu Boden. Denn zu Bürgermeistern der Stadt wurden gewählt — Cothmann und Berner.

Es will uns unbegreiflich, ja ungeheuerlich erscheinen, daß die Bürger von Lemgo den Direktor des peinlichen Gerichts, der im verflossenen Jahre sieben und dreißig unschuldige Menschen dem Henker zu Qual und Tod überliefert hatte, zu ihrem Oberherrn wählten. Es war, wie wenn die Schafe sich den Wolf zum Wächter nähmen. Und nicht für dieses Jahr 1667 allein wurde Cothmann Regierender Bürgermeister. Die Bürger wählten ihn Jahr um Jahr wieder, obwohl doch unter seinem Regiment schließlich kein Mensch mehr sich seines Lebens sicher war.

Es ist wirklich kaum zu fassen. Der Grund darf vielleicht darin gesucht werden, daß einmal Hexenwahn und Teufelsangst in Wahrheit noch in vielen düstern Seelen nisteten, denen Cothmann als Helfer und Hort erschien. Außerdem durften die unentwegten Anhänger der Rukud-Cothmannschen Herrschaft auf allerlei Vergünstigungen bei der Steuerveranlagung, Brennholzverteilung und bei sonstigen Gelegenheiten rechnen. Wirkamer noch war wohl die Furcht vor dem Manne, in dessen Hände man

nun einmal die Direktion des peinlichen Prozesses und damit die Entscheidung darüber gelegt hatte, gegen wen das Inquisitionsverfahren zu eröffnen sei. Da die Ratswahl öffentlich war, erfuhr Cothmann sofort, wer ihn ablehnte. Sein Haß aber konnte tödliche Wirkung haben.

Der Kantor Grabbe war sich der ungeheuren Gefahr, in der er schwebte, wohl bewußt. So entschloß er sich, den allmächtigen Landdrosten von Lemgo selber aufzusuchen und um Hilfe anzusuchen. Es war ein grimmig kalter Februartag, als er den beschwerlichen Weg nach dem hart an der Landesgrenze liegenden Haus Wöbbel antrat, wo der wirkliche Herrscher des Landes wohnte. Der wirkliche Herrscher, sage ich. Denn der neue Graf Simon Heinrich war ein Jüngling von achtzehn Jahren, wenn auch bereits mit der um drei Jahre älteren und um zehn Jahre klügeren Gräfin Amalie von Dohna vermählt.

Grabbe führte vor dem Landdrosten bittere Klage über die Verfolgung, die er gleich vielen anderen unschuldigen Menschen vom Lemgoer Rats leiden müsse. Und er bat inständig um ein „freies Geleit“, damit er seine Unschuld beweisen könne.

Der arme Mann war in die Höhle des Löwen geraten.

Der Landdrost ließ ihn ohne weiteres in Eisen legen und zur Aburteilung nach Detmold schaffen.

Einer, der das Pasquill kennt

Auf untertäniges Ersuchen des Lemgoer Rats lieferten die Detmolder den Gefangenen seinen Todfeinden aus.

Der Syndikus Dr. Wippermann hatte sich fürsorglich bereits von den Rintelner Juristen die Erlaubnis zur peinlichen Frage erbeten. Der Rat bekam den Bescheid, „den Grabbäus fleißig zu ermahnen, die Schärfe nicht abzuwarten, sondern in Güte zu bekennen. Sollte er aber alsdann halsstarrig bleiben, wären ihm die peinlichen Instrumente vorzulegen und er darauf abermal zu götlichem Bekenntnis zu ermahnen, und wenn dieses vergeblich, alsdann damit — jedoch ziemlichermaßen — anzugreifen und alles zu protokollieren. Und ergehe alsdann ferner, was Recht ist. Von Rechts wegen.“

Der langen Rede kurzer Sinn ist: die Folter. „Ziemlichermaßen“, das war für die Lemgoer soviel wie „mit teuflischer Grausamkeit“.

Auf der Folter bekannte der arme Kantor denselben Unsinn, den die andern auch bekannt hatten. Rottmann habe ihm in Andreas Kochs Stube in dessen Gegenwart das Zaubern gelehrt — worin bestand eigentlich die „Lehre“? —, er habe dabei drei Füße zurücktreten und Gott verleugnen müssen, da wäre der Teufel in einer Jungfer Gestalt, Magdalenen geheiß, mit roten Kleidern angetan, ihm erschienen, mit welcher er zu schaffsen gehabt, welcher Congressus kalt gewesen.

Weiter bekannte er die Vergiftung von Hühnern, Schweinen, Kühen und Menschen, nannte sodann, wie es die Ordnung war, zunächst seine Schüler und dann seine Mitschuldigen, an die hundert.

Dann nennt er als Verfasser des Pasquills den jüngsten Kleinsorge.

Man will Näheres wissen. Und da zeigt sich, daß der Kantor von dem Inhalt des Pasquills genaue Kenntniss hat. Ohne Zweifel hat er es gelesen.

Als der Graf davon hört, fordert er erneute Befragung des Delinquenten in Gegenwart des herrschaftlichen Richters Gottschalk und zweier weiterer Zeugen. Wenn Grabbe nicht mehr sagt, soll er mit härterer Folter bedroht werden.

Bei dem Verhör bekundet der Kantor, Andreas Koch habe ihm gesagt, der jüngste Kleinsorge habe das Pasquill gemacht. Dabei habe der Pastor ihn gebeten, das niemandem zu verraten.

Zugleich bittet Grabbe aber, man möge ihn doch nicht mit jenem konfrontieren, sintemal er mit den Kleinsorgen immer in vertraulicher Freundschaft gestanden habe.

Am Cothmanns Mund legt sich bei dieser Bitte ein spöttisches Grinsen. Auf diese Konfrontation kam alles an! Sie würde, sie mußte ihm die hochmütigen Kerls endlich ans Messer liefern!

Als die Kleinsorgen noch am gleichen Abend von dem Verhör des Kantors hörten, war ihnen klar, was nun kommen mußte. Was der halb gelähmte Vater, die zarte, fromme Mutter in den Abend- und Nachtstunden jenes Tages an Todesangst und Qual um ihre Söhne gelitten haben, ist unausdenkbar. Wie

konnte Gott solche Frevel geschehen lassen! Gab es denn keine Rettung mehr? War nicht in schleuniger Flucht — wenn sie noch möglich war — das einzige Heil?

Die Eltern rieten dazu. Die Mutter flehte ihre Söhne an. Dietrich Adolf aber, der ältere, wollte nicht. Es würde ihnen als Eingeständnis der Schuld mißdeutet werden. Mit grauendem Morgen warf sich Dietrich Adolf in seinen dicksten Mantel und auf sein stärkstes Pferd.

„Ich reite zum Landdrosten“, entschied er, „der muß mich hören.“

Er tat's, nicht achtend des Ausgangs, den Grabbes Ritt vor wenigen Tagen genommen. Der Landdrost saß in dicke Decken gehüllt, ein kranker Mann. Jahrelang hatte er als Obrist in Kaisers Diensten gestanden und war noch jetzt die Seele des lippischen Landesregiments. Nichts geschah, ohne daß er gefragt wurde. Und noch in seiner Gebrechlichkeit war er seinem jungen Herrn ein starker Stab, wenn freilich auch gerade damals die junge Gräfin Amalie von Dohna wegen der Ehepакten mit ihm im Streite lag und dabei ihrem jungen Gatten i h r e n Willen aufzwang.

Dietrich Adolf, vom Landdrosten mit kalter Höflichkeit empfangen, sprach mit schrankenlosem Freimut von der Justiz, wie sie zur Zeit zu Lemgo im Schwange sei, und er schüttete seinen ganzen Ingrimm aus.

„Ich zweifle nicht“, rief er schließlich, „daß der Rantor so lange gepeinigt werden wird, bis er wegen des Pasquills auf die Kleinsorgen bekennt. Darum bitte ich, daß mir und meinem Bruder vergönnt wird, daß wir vor der Exekution Grabbes mit ihm konfrontiert werden, aber vor einer unparteilichen Kommission, ohne Anwesenheit unserer Widersacher, am besten in Detmold.“

Wegen der unerhörten Prozeduren des Lemgoer Rats aber möge man doch einmal die Ratsherren Grote und Rullmann hören, welche die abscheuliche Justiz nicht mehr mitmachen wollten!“

Nachdem Kleinsorge ziemlich lange gesprochen, sagte der Landdrost hart und geschäftsmäßig: „Gebt Eure Sache schriftlich bei

Seiner Gnaden Kanzlei ein! Und sehet zu, ob Ihr Eure injuriösen Anschuldigungen wider Eure Obrigkeit beweisen könnt! Dann wird es sich wohl mit der Konfrontation schicken.“

Damit war Dietrich Adolf entlassen, ohne Ketten, aber auch ohne viel Hoffnung.

Zweimal entwischt

In den nächsten Tagen geschah nichts als erneute Befragungen des Kantors, von denen auch die Kleinsorgen hörten. Die unerträgliche Spannung zerrte an ihren Nerven. Untätig zu sitzen und zu warten, bis — ja, bis was geschah? Sie hielten's nicht aus. Und wie der Bruder getan, so sattelte am 1. März auch Heinrich Balthasar sein Roß, um gen Wöbbel zu reiten.

Die Mutter wollte ihn nicht fortlassen. Er war ja weit mehr gefährdet als der Bruder, ihn hatte ja der Kantor als Verfasser des Pasquills angegeben.

Es war nicht wahrscheinlich, daß der Landdrost es anders mit ihm halten würde wie mit Grabbe. Dem jungen, stolzen Manne mag das Herz, da er ins Tor des weiten Hofes zu Wöbbel einritt, nicht eben ruhig geklopft haben.

Aber der Gewaltige ließ ihn nicht in Eisen legen. Klang die Stimme der Unschuld gar zu überzeugend an sein Ohr? War es der immer noch fortwirkende Respekt vor dem Vater, mit dem er dereinst in schlimmen wie guten Tagen in bestem Einvernehmen gestanden? Jedenfalls entließ er den jungen Herrn ungekränkt, ja, er stellte ihm sogar in Aussicht, daß seine Sache vor unparteilichen Kommissarien in Detmold verhandelt werden solle, womöglich in seiner, des Landdrosten, Gegenwart. Bei alledem nahm der Entlassene den Eindruck mit nach Hause, daß er, auf das doppelte Zeugnis Kochs und Grabbes hin, von dem Landdrosten für schuldig gehalten werde.

Zu Hause wurde Heinrich Balthasar mit Freude, aber auch mit Sorge empfangen. Am gleichen Tage war auf schweißnassem Rosse ein Eilbote von Paderborn eingetroffen, von Kleinsorgen Better geschickt. Der hatte mit Bestimmtheit von Detmolder Anschlägen erfahren und wie der Kanzler Tilhen jetzt den jüngsten

Kleinsorge zu fangen gedenke. Es bestünde äußerste Gefahr. Nur schleunige Flucht könne hier das Schlimmste abwenden.

Auch Eltern und Bruder rieten nun zur Flucht. Gerd Göhring sollte mit Heinrich Balthasar sich zunächst nach Bielefeld begeben.

Als die beiden in der Frühe des nächsten Tages ihre Sachen zusammenpackten, klopfen bereits zwei Ratsherren, Einlaß fordernd, an die Haustür. Während die beiden Reisenden sich durch die Hintertür davonmachen zur Eßternstraße, hielt Dietrich Adolf die Herren vom Rat sehr geschickt durch langatmige Anfragen und Erörterungen so lange auf, bis der Bruder mit seinem Diener aus dem Ostertor entwichen war. Der Bruder, belehrte er die dringlicher Fordernden, sei beim Ankleiden. Schließlich gingen sie fort mit dem gemessenen Befehl, der jüngere Bruder habe sich um Punkt acht Uhr auf dem Rathause einzufinden.

Aber da war er längst über alle Berge und der junge Göhring mit ihm.

In Bielefeld nahm Heinrich Balthasar Kleinsorge mit seinem Diener eine Bestallung als Leutnant in der Kurbrandenburgschen Truppe an, die unter dem Generalmajor von Eller dort in Garnison stand. Den Kampf um seine Ehre und Unschuld aber setzte er mit Nachdruck fort, indem er sich mit einer Supplik an den Landdrosten von Donop wandte. „Die an mir und meinen Angehörigen verübten ungerechten Prozeduren“, heißt es in dem langen, von edlem Zorn durchglühten Schreiben, „haben mich nun so weit gebracht, daß ich mich in Churbrandenburgsche Kriegsdienste begeben habe unter Herrn Generalmajor von Eller, der mir und meinem Diener Sr. Churfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg kräftige Protektion und Beschirmung wider des Kanzlers Tilhen und seiner Kreaturen Gewalt versprochen. Und da nicht Euer Gesträngen mir und den mir Angehörigen in unserer gerechten Sache helfen noch dem Kanzler in seinem Wesen steuern werden — was ich immer noch hoffe —, so werde ich nächst Gottes Hülfe aller Fürsten und Herren, ja aller Welt Protektion erbitten müssen, in der sicheren Hoffnung, Euer Gnaden werden durch Gottes Gnade noch die Zeit erleben, daß Sie gleich andern ansehnlichen Personen erkennen können, wie unrecht und unbillig und unchristlich an uns Gewalt verübt

wird, und daß die Aktion wegen des Pasquills nur ein leerer Vorwand ist, der nur dahin zielt, die Kleinsorgen kaputt zu machen . . .“

Der Supplik war ein Schreiben seines neuen Herrn, des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, beigelegt, der darin den Grafen zur Lippe, den er persönlich kannte, für seinen Leutnant und dessen Familie um „sicheres Geleit zur Ausführung ihrer Unschuld“ bittet.

Die Bittschrift blieb unbeantwortet.

In Lemgo wütete indes Cothmann weiter mit Folter und Schwert. Er wollte die Kleinsorgen vernichten — und wenn er dabei die halbe Stadt umbringen mußte. Wie leichtfertig bei der Beschaffung von Indizien verfahren wurde, das können wir nur mit Kopfschütteln und Entrüstung feststellen. Es waren fast immer dieselben Leute, die sich, vermutlich um des Bürgermeisters Gunst zu gewinnen, zu den elendesten Denunziationen hergaben.

Da wird einer alten Witwe die Frage vorgelegt, „ob nicht der junge Mersfeld ihr ehemals die Fenster eingeschlagen und sie öffentlich für eine Hexe gescholten? Ob nicht Meister Brüning ihr dasselbe ins Gesicht gesagt, daß sie eine Erzhexe wäre?“

Also, das waren schon „Indizien“. Wenn sie als Hexe galt, war sie eine Hexe. Jene Frau verschmähte es, sich gegen solche Anwürfe zu verteidigen. „Das wäre nicht wert, daß sie ihr Kleinod daran wenden solle, denn sie wüßte wohl, was sie wäre.“ Auf der Folter leierte sie dann den gleichen Unsinn her wie alle anderen. Sie beklagte die Kleinsorgen und „gestand“ zahlreiche Vergiftungen.

Eine andere „Hexe“ will neben Kühen, Kälbern, Ziegen, Schweinen, Hühnern, Hunden einen Mann, eine Frau, zwei Knaben und sieben Mädchen „vergeben“, d. h. vergiftet, haben.

Eines natürlichen Todes ist damals in Lemgo offenbar kein Mensch und kein Tier gestorben.

Sieben und zwanzig Justizmorde waren das Ergebnis des Jahres 1667.

Zu Anfang November erreichte den Leutnant Kleinsorge schlimme Kunde aus der Heimat. Mit der guten Mutter stehe

es gar schlimm, schrieb Dietrich Adolf, und die Ärzte gaben schlechten Trost. Diesem Brief folgte bald ein zweiter, aus dem Heinrich Balthasar nichts anderes entnehmen konnte, als daß seiner Mutter letztes Stündlein nahe bevorstehe. Ihm brannte das Herz. Sollte sie sterben, ohne daß ihr jüngster Sohn bei ihr war, um den sie so viel Sorge gehegt ihr Leben lang? Sollte er nie wieder in dies treue Auge blicken, nach dem er in diesen unruhigen Monaten so oft sich gesehnt? Sollte ihr letzter Segen ihm versagt bleiben?

Seine Freunde warnten ihn.

Er möge doch sein Leben nicht mutwillig in die äußerste Gefahr bringen.

Aber er hielt es nicht länger aus. Er vertraute auf das Protektorium seines neuen Herrn, des mächtigen „Großen Kurfürsten“. Wohl hatte der Detmolder Graf das sichere Geleit, das er erbeten, nicht mit Worten bewilligt. Er hatte es aber auch nicht mit Worten verweigert.

Es war doch auch nicht zu denken, daß man am Totenbette seiner Mutter Hand an ihn legen werde.

Es war ein grauer Samstagnachmittag, als Heinrich Balthasar Kleinsorge in aller Öffentlichkeit durch die Johannespforte in die Stadt Lemgo einritt.

Hinter den Fenstern starrten verwunderte Gesichter ihn an.

Während der Sohn am Bette seiner Mutter saß und sie die Hand ihres „Veders“ streichelte — so war der Scherzname des verwöhnten Jüngsten —, galoppierten Eilboten von Lemgo nach Detmold und von Detmold nach Wöbbel, die große Mär zu verkünden.

Am Sonntagmorgen gab es schon in aller Frühe einen gewaltigen Auflauf. Alle vier Ratsdiener mit ihren Spießen, ja ein ganzes Schützenrott war aufgeboden, den Verbrecher zu fangen. Alle Tore der Stadt blieben versperrt. Die Tür des Kleinsorgeschen Hauses wurde ohne weiteres mit Ästen bearbeitet. Eine wüste Rote, aufgehetzt durch den Regierenden Bürgermeister, brach in Stuben und Kammern ein, warf mit Schimpfen und Lärmen alles durcheinander und wollte Heinrich Balthasar in Haft nehmen.

Der forderte die schriftliche Order Seiner Gnaden, die der Führer nicht vorweisen konnte. So weigerte sich Kleinsorge, seinen Befehlen Folge zu leisten, erbot sich aber, um seiner kranken Mutter Ruhe zu verschaffen, bei ihr zu bleiben und Kaution dafür zu stellen. Man möge einige Schützen als Wache dalassen und sich wenigstens so lange gedulden, bis er ein Schreiben an den Landdrosten abgesandt und eine Antwort erhalten habe. Dessen Anordnungen werde er Folge leisten.

Das Angebot wurde lärmend erörtert. Die meisten waren dagegen. Cothmann hatte, als einige besonnene Ratsherren eine Feuersbrunst befürchteten, ausdrücklich gesagt, man solle das Nest nur brennen lassen.

Als Henrich Balthasar merkte, daß man ihn eher totschiagen als in Freiheit lassen werde, gab er zum Scheine nach, sprang aber in einem unbewachten Augenblick aus dem Fenster und über etliche Gartenmauern und wurde wahrscheinlich von irgendeinem Freunde seines Hauses verborgen gehalten. Man suchte ihn vergebens. Alle Tore blieben geschlossen. Er aber sprang im Dunkel der Nacht über die Stadtmauer. Und entkam glücklich nach Bielefeld.

Der Streiter fürs Recht — hinter Gefängnismauern

Da den Herren von Lemgo der Vogel, den sie schon in den Fingern gehalten, dennoch davongeflogen war, nahmen sie in ihrer Wut kurzerhand den älteren Bruder beim Kopf und setzten ihn in Haft.

So kurzweg mit ihm umzuspringen, wie sie's bei anderen gewohnt waren, wagten sie aber doch nicht. So spannen sie zuerst einmal aus den erpreßten Aussagen der unschuldig Hingerichteten eine dickleibige Anklageschrift. Danach war Dietrich Adolf Kleinsorge zweiundvierzigmal als Teilnehmer am Hexentanz beklagt, also offenbar der Hexerei und Giftmischerei schuldig, übrigens auch der Teilnahme an dem Pasquill hinreichend verdächtig.

Dietrich Adolf weigerte sich, auf diese Klage überhaupt zu antworten.

Es sei oberstes Gesetz aller Rechtspredung, daß die Richter unparteiisch sein müßten. Daher hätten sich die Herren von Lemgo, da sie in persönlicher Feindschaft zu ihm stünden, von selber ihres Richteramts zu entäußern.

Der Rat aber pochte auf sein vornehmstes Privileg, die eigene Blutgerichtsbarkeit, das er bisher uneingeschränkt — leider nur allzu gründlich — ausgeübt hatte.

Kleinsorge blieb fest bei seiner Ablehnung.

Da ersuchte der Landesherr, an den er suppliziert hatte, die Lemgoer, sie möchten aus freien Stücken den Beklagten aus ihrer Rechtspredung entlassen und dem gräßlichen Gericht überweisen, damit jeglicher Schein der Rechtswidrigkeit vermieden würde.

Die Lemgoer, durch Kleinsorges Widerstand in Verlegenheit gebracht, waren's zufrieden. Sie durften sich auf des Kanzlers Gehässigkeit wider den Beklagten verlassen. So wurde dieser unter der Bewachung von zweiundzwanzig Schützen nach Detmold geführt und zunächst im Wacht haus am Schloß untergebracht, drei Tage später aber — auf Vorschlag des Landdrosten — auf die Burg Sternberg übergeführt, die im Osten des Lipperlandes noch heute von waldiger Höhe weit über die Wellen des lieblichen Berglandes bis zum Teutoburger Walde hinüberschaut.

Auf jener weltverlorenen Burg saß nun des Herenbürgermeisters stärkster Gegner gefangen, auf ein schmales Zimmer beschränkt, darin ein alter Ofen bei der grimmigen Kälte mehr rauchte als wärmte. Kein Mensch, außer dem Amtmann Hille und dem Schloßhauptmann, hatte Zutritt zu ihm. Sein Prozeß ward zwei Detmolder Kommissaren, Dr. Becker und Exp-Brockhausen, anvertraut. Alle Schriften und Briefe des Beklagten gingen durch ihre Hände. Sein Better, der Lizentiat Kleinsorge aus Werl, durfte als sein Verteidiger nur in des Amtmanns Gegenwart mit ihm sprechen.

Um Haftentlassung und ungehinderte Verteidigung ging der Kampf des Gefangenen, aber der Landdrost setzte beim Grafen durch, daß er sich aus dem Kerker heraus zu verteidigen habe.

Kurz vor dem Weihnachtsfeste wurde dem Gefangenen die Klage übergeben, die zweihundertfünfzehn Artikel umfaßte, von

denen über hundert auf das Pasquill, andere auf allerhand Widersetzlichkeiten sich bezogen, deren er sich schuldig gemacht haben sollte. Von den Hexenbefassungen schrieb Kleinsorge an seinen Vater: „Diese Artikel haben mich zu Anfang ziemlich vor den Kopf gestoßen, doch habe ich wider solche teuflische Lügen bald wieder ein Herz gefaßt. Und obwohl mich dies Werk zuweilen heftig verdrießt, ist mein Gemüt doch meistens ganz fröhlich. Und dünkt mich oftmals, es gehe mich all dies Werks nichts an. Ich wünsche nur, daß der Vater und die Mutter so gutes Muts sein möchten, wie ich gottlob bin . . .“

Dietrich Adolfs kämpfte um sein Leben.

Seine Obrigkeit hatte ihn durch erpreßte Lügen zum Verbrecher gestempelt. Er konnte sich nur dadurch reinigen, daß er das Verbrechen der Obrigkeit aufdeckte. Obrigkeiten anschuldigen war aber wiederum für jeden Untertan ein Verbrechen. Eine schlimmere Lage war wohl nicht denkbar.

Die wiederholten Gesuche beider Brüder Kleinsorge um Haftentlassung und freies Geleit wurden abgeschlagen. Einsam saßen die alten und kränklichen Eltern in Lemgo. Und nur einmal ließ man Dietrich Adolfs für einige Stunden frei. Das war, als seine gute Mutter in der Nikolaikirche zur letzten Ruhe gebettet wurde. „Am heiligen Pfingstfest“, so berichtet der Prediger Kemper, „ist sie zwischen zwölf und ein Uhr mittags unter dem Gebet und mit gefalteten Händen abgeschieden, und zwar so sanft, daß die Anwesenden keine Bewegung des Todes verspüren konnten . . .“

Vor der Kirche warteten des Sohnes Gefangenewächter und führten ihn ohne Aufenthalt auf den Sternberg zurück. Er hatte kaum zwei Worte mit seinem Vater wechseln können.

Wie kann man den Schurken entlarven?

Wie sollte Dietrich Adolfs den unwiderleglichen Beweis dafür liefern, daß die Hexenrichter die ihn belastenden Aussagen aus den armen Hexen herausgefoltert hatten? Denn nur wenn er nachwies, daß jene Befassungen den Leuten durch Suggestivfragen oder Gewalt entlockt waren, brach der gesamte Kunstbau der Anklage in sich zusammen.

Unablässig tätig für ihn war sein jüngerer Bruder, der von seinen Lemgoer Freunden mancherlei erfuhr. Freilich — die wichtigsten Zeugen, die Gefolterten selber, waren tot. Und Meister David würde sicherlich nach dem Grundsatz aussagen: *Wes Brot ich ess', des Lied ich sing!*

Als treuer Helfer erwies sich Johann Heinrich Grote, der sich mit Abscheu von den Cothmannschen Methoden abgewandt hatte. Ein wichtiges Beweisstück lieferte auch ein junger Theologe, der Sohn der Ridderschen, die 1666 als Hexe hingerichtet war. Der Sohn schrieb an Heinrich Balthasar, der den Brief sogleich über Detmold — also durch die Hände der Untersuchungsrichter — an seinen Bruder weiterleitete, der Sohn der Ridderschen habe ihm mitgeteilt und sei bereit, das jederzeit unter dem Eide zu wiederholen: seine Mutter habe ihm geklagt, als er Abschied von ihr genommen, daß man ihr ein Haus in Lemgo vorgehalten, darauf sie habe bekennen müssen. „Se hebbet my up Kleinsorgen herut gefragt un getwungen, dat ef up se bekennen möste.“

Diese Aussage mußte, richtig gewürdigt, genügen, die wirklichen Beweggründe und Ziele der Lemgoer Hexenrichter bloßzudecken. Diese beantworteten jeden Bericht Kleinsorges mit einem doppelt so langen Schriftstück, waren überhaupt auf tunlichste Verschleppung bedacht.

Die Detmolder Kommissare hatten auf Kleinsorges Drängen von den Lemgoern die Protokolle der Hexenprozesse eingefordert, die ja — wenn sie nicht gefälscht waren — allerlei Aufklärung geben mußten. Die Lemgoer suchten denn auch immer neue Ausflüchte, so daß der Graf sie schließlich mit hundert Gulden Strafe bedrohte, falls sie länger im Ungehorsam verharren würden.

„Meine Widersacher“, schrieb Dietrich Adolf an den Landdrosten, nachdem er anderthalb Jahre auf dem Sternberg gesessen, „spielen mit mir, wie die Katze mit der Maus. Sie wollen mich durch falsche Anklagen in der harten Haft behalten und durch die böse Luft und tägliche Herzquälung martern, bis das Geblüt verderbt und ich endlich dadurch des Todes werden möchte.“

Dieser Brief ist am 9. Juni 1669 geschrieben. Am Tage danach starb der Kanzler Tilhen. Zwei Wochen später kam das

durch die Erfurter Fakultät empfohlene Urteil: Dietrich Adolf Kleinsorge ist aus der Haft zu entlassen. Der Lemgoer Rat hat die Hexenprotokolle dem Angeklagten herauszugeben. Die vom Angeklagten geforderte Inquisition wegen des Lemgoer Hexenprozesses ist bis dahin aufzuschieben.

Dietrich Adolf war mit dem Urteil durchaus nicht zufrieden. Er sah, daß seine Widersacher die Sache weiter hinausziehen und ihrer verdienten Strafe entgehen würden. Es genügte ihm keineswegs, daß er selber freikam. Er wollte seine Vaterstadt von ihren schurkischen Oberherren befreien.

So weigerte er sich geradezu, seine Haft zu verlassen, bevor nicht die Lemgoer die Protokolle herausrücken, und er schrieb an die Kommissare: „Der Pelz muß zu Lemgo und vielleicht weiter recht ausgewaschen werden. Sonst weiß man nicht, was schwarz oder weiß ist. Dieser Prozeß ist auf eine sonderbare Art angefangen und bisher geführt. Er muß auch auf besondere Weise zu Ende geführt werden. Der allwissende Gott, der Herzen und Nieren prüft, sei nur ein schneller Zeuge und Richter!“

Herrliche Worte eines unerschrockenen Kämpfers für Recht und Gerechtigkeit!

Acht Monate noch trögte Dietrich Adolf auf seinem Recht. Vergeblich! Da kehrt er auf die Bitte seines alten, einsamen Vaters in sein Vaterhaus zurück und in die Stadt, deren mächtige Gebieter ihm den Tod geschworen hatten.

Die Herren von Lemgo mußten die Erfahrung machen, daß der Mann durch die zweieinvierteljährige Sternberger Haft keineswegs eingeschüchtert, vielmehr entschlossen war, wie bisher alles zu tun, seine Widersacher — die seine Obrigkeit waren — zur Verantwortung zu ziehen und ihrer Schändlichkeiten zu überführen.

Das Folterspiel hebt wieder an

Während Kleinsorges Gefangenschaft hatten die alten Weiblein in Lemgo Ruhe gehabt. Der Prozeß hatte geruht. Man glaubte des Gefangenen sicher zu sein.

Drei Tage nach der Veröffentlichung des freisprechenden Er-

furter Urteils nahm Cothmann den Prozeß wieder auf! „Braucht man da lange zu raten, weshalb?“ schrieb Dietrich Adolf an seinen Bruder.

Die oft beklagte alte Nagelschmiedsche ging, wie's im Protokoll heißt, „männiglich zum Spektakel und Argernus daher“. Man habe den Prozeß abschließen wollen, aber nun doch „Amts und Gewissens halber“ nicht vorbei können. Welche Heuchelei! Kleinsorge wollten sie verderben. Er drohte ihnen zu entweichen, ja hochgefährlich zu werden. Also mußten neue Indizien beschafft werden, von neuen Hexen.

Der erste Griff war ein Fehlgriß. Die alte Frau wußte sich verloren und bekannte sich schuldig der Zauberei, war aber durch keine Höllepein zur Nennung von „Mitschuldigen“ zu zwingen. Ja, wozu hatte man sie denn zur Schlachtbank geführt?

Es folgte das Ehepaar Sievert. Die Frau nennt einhundertvierundzwanzig Hexengenossen, darunter natürlich auch die Kleinsorgen.

Als Feind und Verächter der grausamen und widersinnigen Hexeninquisition längst bekannt war der alte Apotheker David Wellmann. Mehr als einmal hatte er geäußert, das ganze Zauberkunstwerk sei eitel Phantasei. Das kostete ihm den Kopf.

Den Teufel und sein ganzes Heer von Dämonen leugnen, davon die Welt, besonders das Heilige Römische Reich Deutscher Nation wimmelte, das war genau so schlimm wie Gott leugnen.

Der alte Apotheker erklärte, wenn man ihm Lügen abzwängen wolle, so wolle er das den Herren ins Gewissen schieben. Dann erzählte er seinen Peinigern, noch bei der Tortur spöttisch lächelnd, eine Mordsgeschichte von dem „großen Otto“, der ihn vor zwanzig Jahren das Zaubern gelehrt.

Eine bittere Enttäuschung bereitete den Blutrichtern auch Meister Hermann Prott, der viele Hexengenossen benannte, nicht aber die Kleinsorgen. Wohl aber die Witwe Kerkmanns und die Frau des Henkers, der vor ihm stand. Meister David mag den armen Sünder nicht eben freundlich dabei angeblickt haben. Aber der ließ sich nicht verblüffen: „Ja, ja, Meister Davids Frau wäre auch auf dem Hexentanze gewesen. Die hätte es der Bändelschen, ihrer Nachbarin, gelehrt, und die beiden hätten allzeit in der Kutsche gefahren.“

Meister David, kochend vor Wut, setzte ihm sogleich Beinschrauben an und fragte ihn, ob er nicht Unwahres bekannt hätte. Prott schrie, man solle ihn loslassen. Aber als der Büttel die Schrauben lockerte, wiederholte er mit treuherziger Schadenfreude: es wäre alles wahr, was er gesagt, und er wolle darauf leben und sterben.

Gewiß hat David Claus ihm mit besonderer Wonne den Kopf abgehakt.

Von allen diesen Dingen erfuhren die Kleinsorgen durch ihre Freunde, auch daß Cothmann geäußert hatte, sie könnten mit dem Kleinsorge auf dem Sternberg nicht weiterkommen, darum müßten sie ihren Prozeß wieder anfangen. Dietrich Adolf brachte das zur Kenntniss der Detmolder Kommissare Dr. Becker und Exp-Brodhausen. Und diese beriefen nun eine ganze Reihe Lemgoer Bürger zum Verhör nach Detmold, darunter Grote, Kullmann und Magister Kemper.

So erfuhren die Untersuchungsrichter endlich die Wahrheit über die schandbaren Rechtsverletzungen Cothmanns. Unter anderem bezeugte der alte Ameling, seine als Hexe verhaftete Tochter hätte sich durch Geschenke an Cothmann von der Folter losgekauft. Er selber habe Cothmann vierzehn Reichstaler und zwei goldene Ringe gebracht. Und der habe sie auch angenommen.

Die Herren in Detmold waren gewiß — wir dürfen es annehmen — entrüstet über das Gehörte, aber machtlos gegenüber dem Willen des Landdrosten, der sich, zur schmerzlichen Enttäuschung der Kleinsorgen, als genau so partiisch und gehässig erwies, wie der verstorbene Kanzler Tilhen getan.

Alle Gesuche des jüngeren Kleinsorge um freies Geleit wies er ab. Und der Graf ersuchte den Großen Kurfürsten, der sich immer wieder für seinen Leutnant verwendete, den Lügen der Kleinsorgen doch keinen Glauben zu schenken.

Der ältere Kleinsorge, der sich nur ein einziges Jahr noch seines Vaters erfreuen durfte, blieb freilich ungeschoren. Er war, wie früher, der Hort der Bedrängten und die Seele des langsam wachsenden Widerstandes gegen den Hexenbürgermeister.

Dennoch wurde Cothmann im Jahre 1675 mit zwölf Stimmen wiedergewählt. Neun standen dagegen, darunter die Wort-

wahrer der Gemeinheit Wirrmann und Clausing, die daraufhin nach Cothmanns Willen ihres Amtes entsetzt wurden. Aber sie führten Klage beim Grafen und wußten ihr Handeln wohl zu rechtfertigen. Sie hätten, schreiben sie, keinen geringen Skrupel bekommen, ob es verantwortlich sei, einen Mann in den Rat und zum Bürgermeister zu wählen, von dem es ruchbar, daß er geizig und eigensüchtig sei, der bei dem Stadtwesen gegen den gemeinen Nutzen sich zu bereichern versucht und auf allerhand Weise, die nur in Lemgo möglich sei, mit anderer Leute Schaden seinen Vorteil suche. Darum hätten sie ihn nicht wiedergewählt und seien erbötig, auch den Beweis für all ihre Behauptungen zu erbringen.

Cothmann mußte die Wortwahrer wieder ins Amt einsetzen, blieb aber im übrigen unangetastet. Ja, auf seine Macht pochend, nahm er in diesem Jahre seinen geliebten Hexenprozeß von neuem auf. Fünf Frauen, darunter wohlbeschaffene, junge Ehefrauen, mußten ihr Leben lassen. Und es ging hinterher die beständige Rede, er habe nicht nur ansehnliche Geldsummen von ihnen genommen und ihnen dafür die Folter erlassen, sondern auch Ehebruch und Unzucht an ihnen begangen.

Das wird schwer zu beweisen sein, aber schon daß seine Mitbürger ihm das zutrauten, gibt zu denken. Ganz unzweifelhaft waren die Hexenrichter in Lemgo, wie anderswo, geile Hunde. Faunische Lüsterheit und teuflischer Quältrieb versteckten sich bei den „zur Ehre Gottes“ geführten Hexenprozessen hinter der Maske frommen Eifers.

Satisfaktion

Henrich Balthasar Kleinjorge war inzwischen vom Heeresdienst in den preußischen Verwaltungsdienst übergegangen. Seine Tüchtigkeit und weltmännische Gewandtheit führten ihn in die Kreise des Berliner Hofes. Hier lernte er den Grafen von Dohna, den Vater der Gräfin zur Lippe, kennen.

Diese Bekanntschaft gedachte er zu nutzen, um endlich Satisfaktion für die in Lippe erlittenen Kränkungen zu bekommen. Das erschien jetzt möglich, da im Jahre 1676 sein mächtigster Widersacher, der Landdrost von Donop, gestorben war.

So richtete er ein Memorial an die Gräfin Amalie, das also

begann: „Vor elf oder zehn Jahren, als der Landdrost von Donop und der Kanzler Tilhen in der Grafschaft Lippe noch ihr Wesen hatten, begann man allda meinem damals noch lebenden Vater und meinem Bruder vielen Verdruß zu machen, der endlich auch meine Person mitbetroffen hat . . .“

Danach hat er, gnädig verordnen zu wollen, daß nunmehr alle jene erdichteten Anklagen öffentlich niedergeschlagen würden. Am Schluß weist der Schreiber darauf hin, daß der Kurfürst in das nachgesuchte Moratorium für die Schulden der lippschen Grafschaft eingewilligt habe, wozu er, Kleinsorge, „ohne Ruhm zu melden, das Seinige beigetragen habe“.

Der Erfolg blieb nicht aus.

Der Graf zur Lippe erließ eine Verordnung, dadurch alle wider Kleinsorge erhobenen Beschuldigungen als grundlos „gänzlich zu abolieren, zu annullieren, zu tilgen und aufzuheben“ seien. Wer ihrer erwähne oder gedenke, wird mit Strafe bedroht.

Dies Schriftstück hatte der selbe Landesherr unterschrieben, der noch vor wenigen Jahren die Brüder Kleinsorge beim Kurfürsten als Rebellen und Lügner diffamiert hatte!

Warum? Nun, er hatte gemerkt, daß der Mann ihm von Nutzen sein konnte, wie er's bereits gewesen war.

Das war ein Triumph für die Brüder Kleinsorge und eine Maulschelle für Cothmann.

Henrich Balthasar stieg in preußischen Diensten auf zum Geheimen Rat bei der Domänenkammer, wurde im Jahre 1693 der erste Polizeidirektor von Berlin und bekam 1698 vom Kaiser den erblichen Adel. Sein einziger Sohn Otto Johann Adolph fiel am 19. April 1706 als „Capitän“ in den Kämpfen des Prinzen Eugen in Italien. Die älteste Tochter Dorothea Amelia heiratete den preußischen Kammerpräsidenten Robert Christian von Hake. In den vier Söhnen dieses Ehepaares pulste das edle Blut jenes herrlichen Mannes weiter.

Eine Frau bleibt Siegerin

Die Gerichte Gottes schienen endlich zu kommen. In einem einzigen Jahre holte der Teufel den Schinder Ruckuck und fast seine ganze Sippe. Bald danach schloß Berner, der wölfsche

Spürhund, vierundachtzigjährig, die Augen, die sich sechzig Jahre lang an den Qualen seiner Mitbürger geweidet hatten.

Nur Cothmann stand aufrecht in Saft und Kraft. Er bestimmte noch immer, wem der peinliche Prozeß zu machen sei. Wenn es trotzdem im Jahre 1678 elf Bürger wagten, sich im Namen der bedrängten Bürgerschaft über ihn beim Grafen zu beschweren, so ist schon daraus auf das Maß seiner Sünden zu schließen.

„Es ist ein Jammer, anzusehen“, schrieben sie, wahrscheinlich von Dietrich Adolf Kleinsorge beraten, „wie die Stadtdiener bei Zahlungsunfähigkeit ohne weiteres Kühe und Hausgeräte wegnehmen, ja den armen Leuten bei harter Winterzeit ihre Betten aus den Häusern tragen und an die Juden verkaufen.“ Cothmann sei ein schrecklicher Flucher, ein Wucherer, ein ungerechter und eigensüchtiger Mensch. Kein Fremder ziehe mehr in die Stadt, weil Lemgo „jetziger Zeit eine verachtete Stadt sei, die vorher hochangesehen war“.

Der Graf blieb taub.

Es folgen neue erschütternde Klagen von siebzehn, hernach noch einmal von dreißig Bürgern. Der Landesherr möge Erbarmen haben, er sei doch „Statthalter Gottes in diesem Lande“.

Da griff der „Landesvater“ endlich ein und — verurteilte die „Meuterer“ zu je hundert Taler Geldbuße!

Unererschütterlich schien Cothmanns Macht. Da wagte er's noch einmal, 1681, seinen geliebten Hexenprozeß zu erneuern.

Das erste Weiblein, die Blattgarstische, bekannte aus Angst vor der Folter „gütlich“ und wurde zum Lohne ohne Bezahlung zum Schwerte begnadigt.

Bei der zweiten aber, Maria Rampendahl, der kraftvollen Frau des Barbiers Hermensen, geschah das Unerhörte, daß sie trotz greulichster Folter nicht gestand, aber auch — gewiß zum großen Leidwesen Cothmanns — nicht starb. Sie wurde durch Universitätsgutachten zur Landesverweisung verurteilt, verklagte nun aber von Minteln aus, von tüchtigen Anwälten beraten, ihre Weiniger erst beim Landesherrn, und als das nichts half, Stadt und Landesherrn beim Reichskammergericht.

Das war unerhört. Cothmann schäumte vor Wut ob solcher Frechheit. Er, der immer nur Ankläger und Richter gewesen, mußte nun in langen, mühseligen Schriftsätzen seine schändlichen Methoden verteidigen. Er wurde krank davon. Leider kam die Stadt mit der Hälfte der Prozeßkosten davon.

Jene unerhört tapfere Frau aber, die ein Kind an der Brust trug, als Cothmann sie verhaften ließ, hat dem Menschenhinder sein Handwerk gründlich verleidet. Nun, da sein eigenes, gierig zusammengerafftes Vermögen in Gefahr kam, verlor er plötzlich die Lust, „zur Ehre Gottes“ Menschen zu morden.

Nach langem Siechbett raffte den erst Dreiundfünfzigjährigen der Tod hinweg, im Jahre 1683.

Er starb als etwa neunzigjähriger Justizmörder.

In seiner Familie herrschte Hader. An seinem einzigen Sohne erlebte er eitel Schande.

Sein Tod war qualvoll, wie sein Leben unselig gewesen war, ein von Herrschsucht, Habsucht und Haß erfülltes Leben. In unserer Seele Seligkeit oder Unseligkeit haben ja wir Menschen schon auf Erden den Himmel oder die Hölle. Darum dürfen wir gewiß sein: auch in des Hexenbürgermeisters Leben haben Gottes gerechte Gerichte gewaltet.

Ein Menschenalter war seit Cothmanns Tod vergangen, da zog der Rat der Stadt unter die blutigste Epoche der Stadtgeschichte noch einmal einen ausdrucksvollen Schlußstrich durch eine symbolische Handlung, davon das Protokollum publicum vom 31. Dezember 1715 also kündet:

„Nachdem man für dienlich befunden, das von den Vorfahren gemachte, bishero beibehaltene, also genannte Hexen- oder Schwarze Buch, zur Verhütung aller daraus etwa zu entstehenden Verdrießlichkeiten, zu abolieren und, weil die darin angeführten Passagen guten Theils nunmehr für Torheiten gehalten werden, zu verbrennen: ist dasselbe aus dem Archiv gekriegt, in des Rats Gegenwart zerschnitten und öffentlich verbrannt worden. — Und möchte man wünschen, daß dergleichen Buch niemals gemacht wäre, alsdann diese gute Stadt noch wohl in besserem Flore seyn würde, weil sie guten Theils durch solchen fameusen Prozeß ruiniert worden.“